Wenn die Könige der Unterwelt sich sammeln

Wenn die Könige der Unterwelt sich sammeln

Roman

Nach der wahren Geschichte eines deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion, 1945–1953

Hubert Harzon

Für die Kameraden, die nicht zurückgekehrt sind, und für alle, die unterwegs ihr Brot mit einem Fremden teilten.

Inhaltsverzeichnis

Kapitel 1 – Februar 1945 5

Kapitel 2 – Der Arzt von Seelow und die zweite Gefangenschaft 21

Kapitel 3 – Das Lagerleben und die Künstler 35

Kapitel 4 – Die Varietégruppe in Russland 49

Kapitel 5 – Die Gießerei und der Steinbruch 65

Kapitel 6 – Die Flucht nach Westen 79

Kapitel 7 – Über das Kaspische Meer und die wilden Berge 101

Kapitel 8 – Der Nomadenstamm und die Gefangennahme ... 117

Kapitel 9 – Zurück ins Lager 135

Kapitel 10 – Die Reise nach Sibirien 153

Kapitel 11 – Minka und eine neue Flucht 177

Kapitel 12 – Auf dem Weg nach Hause? 201

Kapitel 13 – Das Gefängnis von Charkow 227

Kapitel 14 – Der Prozess und die Verurteilung 247

Kapitel 15 – Der Baptist und der Weg nach Workuta 269

Kapitel 16 – Workuta und die Welt der Kriminellen 293

Kapitel 17 – Die Banden von Workuta 325

Kapitel 18 – Das Polargebiet und neue Hoffnung 355

Kapitel 19 – Stalingrad, Lohnarbeit und neue Erwartungen .. 387

Kapitel 20 – Asbest, Pakete und ein neuer Prozess 417

Kapitel 21 – Die Strafbaracke und der Weg zur Amnestie 447

Kapitel 22 – Die letzten Monate in Russland 475

Kapitel 23 – Die Rückkehr nach Deutschland 501

Kapitel 1 – Februar 1945

Im Februar 1945 entließ mich mein Divisionskommandeur in Döberitz bei Berlin mit zwei Sätzen, die jede Gewissheit zunichtemachten: „Überall ist Front. Ich weiß nicht, wo wir schließlich landen werden.“ Ich hatte ihm soeben die Bescheinigung gezeigt, die mich vor einem erneuten Einsatz gegen die Rote Armee bewahren sollte. Er las das Papier zweimal, schob es schweigend über seinen mit Karten und Berichten bedeckten Schreibtisch zurück und ging zum Fenster. Draußen wurden Lastwagen mit Munitionskisten beladen. Ich wartete auf eine Entscheidung, doch es kam weder eine Zustimmung noch eine Ablehnung. Als ich wenig später in der kalten Februarluft stand, begriff ich, dass mein Schicksal erneut von anderen abhing.

Die Bescheinigung, die ich bei mir trug, hatte eine Vorgeschichte. Im Jahr 1944 war ich bereits einmal in russische Gefangenschaft geraten. Diese erste Gefangenschaft hatte nicht lange gedauert: Nach kurzer Zeit war es mir gelungen zu fliehen und mich wieder bei den deutschen Linien zu melden. Nach den Vorschriften durfte ein Soldat, der aus russischer Gefangenschaft zurückgekehrt war, nicht erneut gegen die Rote Armee eingesetzt werden. Man befürchtete, dass er bei einer zweiten Gefangennahme als Entflohener erkannt und umso härter bestraft werden könnte oder dass er unter Druck erzählen würde, was er gesehen hatte. Ich hatte dieses Papier all die Monate sorgfältig aufbewahrt, wie eine Art Versicherung gegen das Schicksal. Nun, im Chaos des Februar 1945, begann ich zu ahnen, dass es nicht mehr wert war als das Papier, auf dem es geschrieben stand. Über diese erste Gefangenschaft sprach ich damals mit fast niemandem. Sie hatte nur kurze Zeit gedauert, aber sie hatte sich auf eine Weise in mir festgesetzt, die ich nur schwer erklären konnte. Ich erinnerte mich an die langen Märsche nach hinten, an die Männer, die am Straßenrand liegen blieben und nicht mehr aufstanden, an die Verhöre in einer Bauernscheune, wo ein junger Offizier mit einer Pistole auf dem Tisch darauf wartete,

dass ich etwas sagen würde, was ich nicht wusste. Vor allem aber erinnerte ich mich an den Hunger: nicht den Hunger nach einer ausgelassenen Mahlzeit, sondern den Hunger, der nach ein paar Tagen deine Gedanken beherrscht, bis nichts anderes mehr existiert als die Frage, woher das nächste Stück Brot kommen wird. Als es mir gelang zu entkommen und ich nach tagelangem Umherirren die deutschen Linien erreichte, hatte ich mir vorgenommen, so etwas nie wieder erleben zu müssen. Dieses Versprechen an mich selbst war vielleicht der wichtigste Grund, weshalb ich das Papier so sorgfältig aufbewahrte.

Einige Tage später ließ mir der Adjutant des Kommandeurs ausrichten, dass über meinen Antrag erst entschieden werde, wenn feststand, wo die neu aufgestellte Division eingesetzt werden sollte. Er sagte es in einem Ton, als wäre es eine beruhigende Mitteilung. Für mich war es alles andere als beruhigend. Jeder in Döberitz wusste, dass kaum noch neue Divisionen nach Westen geschickt wurden. Die Amerikaner und Engländer rückten vor, doch die größte Bedrohung kam aus dem Osten. Dort, an der Oder, stand die Rote Armee weniger als hundert Kilometer von Berlin entfernt. Wo eine neue Division in jenen Wochen eingesetzt werden würde, ließ sich leicht erraten.

Was ich während meiner früheren Gefangenschaft erlebt hatte, führte dazu, dass mir die Propaganda von Goebbels nichts mehr erklären konnte. Radio und Zeitungen sprachen noch immer von einem heiligen Kampf und einem möglichen Sieg, doch meine eigenen Erinnerungen widersprachen dem. Ich hatte Hunger, Willkür und Gleichgültigkeit gegenüber Menschenleben gesehen, auf beiden Seiten der Front. Deshalb hörte ich nicht länger auf große Worte. Ich brauchte mich nur daran zu erinnern, was ich selbst erlebt hatte. Die alliierten Fronten im Westen kannte ich kaum. Zwar hatte ich 1940 am Westfeldzug teilgenommen, doch das war ein anderer Krieg gewesen, ein Krieg zwischen Soldaten, mit Regeln, die von beiden Seiten noch einigermaßen respektiert wurden. Im Osten war es in den letzten Jahren vor allem zu einem Gemetzel geworden.

Dennoch wusste ich, dass auch im Westen kein sauberer Krieg mehr geführt wurde. Wenn ich durch die deutschen Städte

reiste und die Folgen der Bombenangriffe sah, die ausgebrannten Straßen, die Fassaden, hinter denen nichts mehr stand, und die Listen mit den Namen von Frauen und Kindern, die zu Tausenden unter den Trümmern ums Leben gekommen waren, konnte ich mir kaum vorstellen, dass es auf der anderen Seite wesentlich anders zuging. Der Krieg hatte überall seine Menschlichkeit verloren. Es gab nichts mehr zu gewinnen; fast jeder um mich herum wusste das, auch wenn niemand es aussprach. Trotzdem hielt ich an dem Gedanken fest, dass ich als Soldat anständig handeln musste, selbst wenn das Sterben unvermeidlich wurde. Gefangenschaft oder Überlaufen konnte ich mir nicht vorstellen. Gerade weil ich die russische Gefangenschaft bereits kannte, war ich fest entschlossen, nie wieder dort hineinzugeraten. Ich glaubte, selbst bestimmen zu können, wie mein Krieg enden würde. Erst später lernte ich, wie wenig man darüber zu entscheiden hat.

In Döberitz lebten wir in einer seltsamen Zwischenwelt. Das große Übungsgelände, auf dem vor dem Krieg Paraden und Manöver stattgefunden hatten, war zu einem Sammelplatz für alles geworden, was das Heer noch zusammenkratzen konnte. Siebzehnjährige Jungen standen neben fünfzigjährigen Männern. Genesende Verwundete, manche noch mit dem Arm in einer Schlinge, wurden erneut eingeteilt. Es gab Veteranen, die seit 1939 an allen Fronten gekämpft hatten, und Jungen, die noch nie einen Schuss abgegeben hatten. Abends saßen wir in den Schlafsälen, flickten unsere Uniformen, schrieben Briefe nach Hause oder starrten schweigend vor uns hin. Ich schrieb meiner Frau, dass es mir gut gehe und sie sich keine Sorgen machen solle. Ich wusste nicht, ob der Brief sie jemals erreichen würde. Über die Zukunft sprach niemand.

An diesen Abenden dachte ich oft an das Leben vor dem Krieg zurück. Ich war immer ein sportlicher Mensch gewesen. Als Junge war ich Mitglied im Turnverein unserer Stadt gewesen, und ich verbrachte dort mehr Abende als zu Hause: an den Ringen, am Reck, auf der Matte, wo wir Saltos übten, bis unser Trainer uns nach Hause schickte. Später, als ich verheiratet war und die Kinder kamen, trainierte ich weiter, wann immer ich konnte. Meine Frau lachte darüber und sagte, ich würde wohl nie erwachsen werden. Am Sonntagnachmittag

ließ ich die Kinder im Garten auf meinen Schultern stehen, und sie kreischten vor Vergnügen, wenn ich sie in die Luft warf und wieder auffing. Damals wusste ich noch nicht, dass gerade diese Fähigkeiten mir später in der Gefangenschaft mehr als einmal das Leben retten würden. In Döberitz waren es nur Erinnerungen, und ich bewahrte sie so auf, wie man ein Foto aufbewahrt: vorsichtig und ohne es zu oft anzusehen, weil es sonst zu sehr schmerzte.

An einem Sonntag bekam ich für einige Stunden Urlaub und fuhr mit dem Zug nach Berlin. Ich hatte die Stadt in Friedenszeiten gekannt, mit ihren breiten Boulevards, ihren Cafés und Theatern und den Lichtern am Kurfürstendamm. Was ich jetzt sah, war kaum noch eine Stadt. Ganze Viertel bestanden aus Fassaden, hinter denen nichts mehr stand. Über die Trümmerberge liefen Frauen mit Eimern und Handkarren und stapelten Steine, als könnten sie eine Stadt wiederaufbauen, die noch jede Nacht von Neuem bombardiert wurde. Vor einer Bäckerei wartete eine hundert Meter lange Schlange. Niemand beklagte sich, und niemand lachte. An eine Mauer hatte jemand mit weißer Farbe geschrieben: „Unsere Mauern brechen, unsere Herzen nicht.“ Ein alter Mann blieb neben mir stehen, las den Satz, spuckte auf den Boden und ging weiter. Ich nahm den ersten Zug zurück nach Döberitz.

Anfang März 1945 erlebten wir einige verhältnismäßig ruhige Tage. Es wurde exerziert, Ausrüstungsgegenstände wurden ausgegeben, und Gerüchte über eine Verlegung nach Pommern, in den Süden oder nach Ungarn machten die Runde, je nachdem, wen man fragte. Ich begann beinahe zu hoffen, dass mein Antrag doch noch bearbeitet wurde, dass irgendwo an einem Schreibtisch ein Offizier meine Papiere gesehen hatte und eine Entscheidung treffen würde. Dann wurde mitten in der Nacht plötzlich gerufen: „Verladen!“ Alle schreckten aus dem Schlaf. Türen flogen auf, Ordonnanzen rannten durch die Gänge, und innerhalb weniger Minuten folgte ein Befehl auf den anderen. Im Halbdunkel griffen die Männer nach ihren Stiefeln, ihrem Koppel und ihrem Gewehr. Auf dem Bahnhofsgelände stand bereits ein Zug mit Güterwagen unter Dampf. Für meinen Antrag blieb keine Zeit mehr. Niemand fühlte sich noch dafür verantwortlich, ihn zu prüfen, und ich begriff, dass es sinnlos

war, es überhaupt zu versuchen. Ich musste einfach tun, was mir befohlen wurde.

Erst während der Zugfahrt, zusammengepfercht in einem kalten Waggon, während die Räder eintönig über die Schienen ratterten, hatte ich wieder Gelegenheit nachzudenken. Die Reise führte uns nach Norden, durch ein Pommern, das ich kaum wiedererkannte. Auf den Straßen entlang der Bahnlinie zogen endlose Flüchtlingstrecks nach Westen: Bauernwagen mit Hausrat und Bettzeug, alte Männer, die Handkarren hinter sich herzogen, Frauen mit Kindern auf dem Arm und manchmal eine Kuh, die an einem Strick hinter einem Wagen herlief. Sie waren bereits seit Wochen unterwegs, aus Ostpreußen, aus Pommern, aus Schlesien, und niemand wusste, wo sie schließlich ankommen würden. Wir fuhren in die entgegengesetzte Richtung. Ein paar Kinder winkten unserem Zug zu. Die Männer in meinem Waggon winkten zurück, aber niemand sagte etwas. Es war, als dächten wir alle dasselbe: Sie flohen vor dem, wohin wir geschickt wurden.

Auf einem kleinen Bahnhof irgendwo in Pommern stand unser Zug stundenlang still, um einen Flüchtlingszug in die andere Richtung passieren zu lassen. Auf dem Bahnsteig hatten Frauen vom Roten Kreuz einen Kessel aufgestellt, aus dem sie jedem, der darum bat, Ersatzkaffee einschenkten. Eine ältere Frau mit einem schwarzen Kopftuch ging an unserem Waggon entlang und sah uns einen nach dem anderen an. Sie fragte, ob jemand von uns ihren Sohn gesehen habe, und nannte einen Namen und ein Regiment. Niemand kannte ihn. Sie nickte, als hätte sie diese Antwort bereits erwartet, und ging zum nächsten Waggon weiter, um dieselbe Frage zu stellen. Ich sah sie noch lange am Zug entlanggehen, von Waggon zu Waggon, immer mit derselben Frage und derselben Antwort. Als unser Zug schließlich abfuhr, stand sie noch immer auf dem Bahnsteig. Dieses Bild ist mir immer im Gedächtnis geblieben: eine Mutter, die ihren Sohn unter Tausenden von Soldaten suchte, die selbst nicht wussten, wohin sie unterwegs waren.

In Stettin wurden wir rasch ausgeladen. Sobald ich den Bahnhof sah, verschwanden meine letzten Zweifel. Überall standen Militärzüge, Lastwagen fuhren hin und her, Gruppen von Soldaten sammelten sich zwischen Kisten und Vorräten,

und in der Ferne, auf der anderen Seite der Oder, grollte die Artillerie. Niemand organisierte hier eine Verlegung nach Westen. Niemand bereitete sich auf Ruhe oder eine Neuformierung vor. Alles wies in dieselbe Richtung. Wir gingen wieder nach Osten.

Die Nacht verbrachten wir in der Turnhalle einer Schule am Stadtrand. Die Fenster waren mit Brettern vernagelt, an den Wänden hingen noch die Ringe und Kletterseile, und in einer Ecke lag ein Stapel Turnmatten, auf denen wir uns ausstreckten. Es war ein seltsames Gefühl, ausgerechnet dort zu liegen. Ich blickte zu den Ringen über mir und dachte an die Turnhalle meiner Jugend, an den Geruch von Magnesium und Schweiß und an die Stimme unseres Trainers. Ein paar achtzehnjährige Jungen begannen trotz ihrer Müdigkeit, an den Seilen hochzuklettern und sich gegenseitig herauszufordern. Für einen Moment hallte Gelächter durch die Halle. Dann kam ein Unteroffizier herein und schrie, dass alle schlafen sollten. Es wurde still. Draußen grollte die Artillerie an der Oder die ganze Nacht hindurch, wie ein Gewitter, das einfach nicht vorüberziehen wollte.

Ich versuchte noch einmal, mit dem Bataillonskommandeur über meine Situation zu sprechen. Ich wartete, bis er einen Augenblick Zeit hatte, und legte ihm meine Papiere vor. Er warf kaum einen Blick darauf. Seine Aufmerksamkeit wurde ständig von Ordonnanzen, Meldungen und Fragen beansprucht, und mein Problem war für ihn offensichtlich das unwichtigste an diesem Tag. „Das hätten Sie sich früher überlegen müssen“, sagte er knapp. „Jetzt gehen Sie in den Einsatz.“ Als er sah, dass ich noch etwas sagen wollte, blickte er mich scharf an und fügte hinzu, dass es, solange man kein Feigling sei, kaum einen Unterschied mache, wo man sterbe. Diese Bemerkung machte jede weitere Diskussion überflüssig. Ich grüßte vorschriftsmäßig und schwieg. Doch tief in meinem Inneren nahm ich mir vor, eines Tages herauszufinden, wer von uns beiden tatsächlich den größeren Mut besaß. Ich war kein Held. Das bin ich nie gewesen, und ich hatte auch nie den Ehrgeiz, einer zu werden. Aber ich wusste, dass der Zusammenbruch Deutschlands nahe war, und wenn es so weit kam, wollte ich meine Haut so teuer wie möglich verkaufen. Ob der Bataillonskommandeur selbst

diese letzten Wochen überlebt hat, weiß ich nicht. Ich habe ihn nach diesem Tag nie wieder gesehen.

In der Nacht vor dem Übergang lag ich neben einem älteren Obergefreiten aus Thüringen, einem Tischler, der seit 1941 im Osten gekämpft hatte. Wir konnten beide nicht schlafen und unterhielten uns flüsternd in der Dunkelheit. Er erzählte von seiner Werkstatt, vom Geruch frisch gehobelten Holzes und von seiner Tochter, die in jenem Winter sechzehn geworden war, ohne dass er dabei gewesen war. Als ich ihn fragte, was er von den Wunderwaffen hielt, von denen alle sprachen, lachte er leise. „Das einzige Wunder“, sagte er, „wäre, wenn wir beide hier lebend herauskommen.“ Dann drehte er sich um und schlief ein. Nach dem ersten Tag der Kämpfe habe ich ihn nicht mehr gesehen.

An einem grauen Morgen im März überquerten einige neu aufgestellte Divisionen bei Greifenhagen die Oder. Der Fluss lag breit und grau unter einem tiefhängenden Himmel, und an den Ufern trieben Eisschollen. Überall wurde von Wunderwaffen gesprochen, die das Blatt des Krieges wenden sollten. Niemand wusste jedoch, wo sie sich befanden. Bei der Infanterie erzählte man, die Pioniere seien damit ausgerüstet. Bei uns Pionieren behauptete man dagegen, die Infanterie verfüge über geheime Waffen. Je länger ich diesen Geschichten zuhörte, desto deutlicher wurde mir, dass niemand eine solche Waffe jemals mit eigenen Augen gesehen hatte. Der Übergang selbst erfolgte im Halbdunkel über eine Behelfsbrücke aus Pontons, die die Pioniere in der Nacht gebaut hatten. Die Bohlen waren vom Eis glatt, und unter uns strömte das Wasser schwarz und schnell dahin. Wir gingen in einer langen Reihe, mit Abständen von einigen Metern, damit eine einzige Granate nicht zu viele Männer gleichzeitig treffen konnte. Niemand sprach. Ich hörte nur das Knirschen der Stiefel auf dem Holz, das Plätschern des Wassers gegen die Pontons und den schweren Atem des Mannes hinter mir. Auf halber Strecke schlug irgendwo flussaufwärts eine Granate in den Fluss ein. Die Pontons schwankten, einige Männer hielten sich aneinander fest, und jemand fluchte leise. Dann gingen wir weiter, als wäre nichts geschehen. Als ich das andere Ufer erreichte, bemerkte ich, dass ich die ganze Zeit den Atem angehalten hatte. Hinter mir

lag der Fluss. Vor mir lag eine Landschaft aus Nebel, kahlen Bäumen und verlassenen Bauernhöfen, in der irgendwo der Feind auf uns wartete.

Von den versprochenen Wunderwaffen war auch auf dieser Seite des Flusses nichts zu sehen. Wir hatten lediglich die normale Bewaffnung erhalten. Nur der neue Sturmkarabiner fiel auf. Man erwartete viel von ihm, und auf den ersten Blick schien das gerechtfertigt: Die Waffe war leicht, handlich und konnte schnell hintereinander feuern. Doch schon bei den ersten Schüssen zeigte sich, dass sie so ungenau war, dass man auf hundert Meter kaum etwas traf. Einer der älteren Unteroffiziere wog das Ding in seinen Händen, schüttelte den Kopf und sagte, er hätte lieber seinen alten Karabiner zurück. Mit dieser Ausrüstung rückten wir gegen russische Stellungen vor, die gut ausgebaut und hervorragend getarnt waren.

Was dann geschah, ging so schnell, dass ich es erst im Nachhinein begriff. Noch bevor wir die uns zugewiesenen Stellungen erreicht hatten, eröffnete die russische Artillerie das Feuer. Es kam von allen Seiten gleichzeitig, als hätte der Feind genau gewusst, wo wir entlanggehen würden. Zwei Kompanien unseres Bataillons wurden innerhalb weniger Minuten nahezu vollständig ausgeschaltet. Ich sah Männer fallen, die einen Augenblick zuvor noch neben mir gegangen waren. Ich sah einen Jungen von höchstens achtzehn Jahren, der mich an diesem Morgen noch um eine Zigarette gebeten hatte, mit einem erstaunten Ausdruck im Gesicht in den Schlamm sinken. Es blieb keine Zeit, stehen zu bleiben. Wer stehen blieb, starb. Dann folgte ein russischer Gegenangriff. Aus Stellungen, die wir nicht einmal gesehen hatten, kamen Infanteristen hervor, unterstützt von Maschinengewehren und Granatwerfern. Wir lagen in hastig ausgehobenen Löchern und in den Überresten eines Bauernhofes und schossen mit allem zurück, was wir hatten. Der Angriff konnte zurückgeschlagen werden, doch an unserer linken Flanke wurde ein ganzer Zug abgeschnitten und gefangen genommen. Wir sahen, wie die Männer mit erhobenen Händen zwischen dem Rauch verschwanden. Niemand sagte etwas. Von einer deutschen Offensive konnte von diesem Augenblick an keine Rede mehr sein. Auch in den

benachbarten Abschnitten, so erfuhren wir später, waren die Kämpfe ebenso verheerend verlaufen.

Nicht lange danach setzte das schwere russische Artilleriefeuer ein. Tagelang schlugen Granaten verschiedenster Kaliber in unseren Stellungen ein. Wer es nie erlebt hat, stellt sich unter einem Beschuss eine Folge von Explosionen vor. Die Wirklichkeit ist anders. Der Boden bewegt sich ununterbrochen. Die Luft füllt sich mit Rauch, Staub und umherfliegender Erde. Jeder Einschlag geht in den nächsten über, bis Zeit und Raum ihre Bedeutung verlieren und nur noch das Warten auf die Granate bleibt, die für einen selbst bestimmt ist. Nur kurze Unterbrechungen gaben uns Gelegenheit, Atem zu holen, Verwundete fortzuschaffen und einen Schluck Wasser zu trinken.

In diesen Tagen lernte ich etwas über Menschen, das ich nie vergessen habe. Manche Männer wurden still und starrten mit leeren Augen vor sich hin. Andere redeten unaufhörlich, über zu Hause, über ihre Frau, über das Essen, das ihre Mutter früher gekocht hatte, als könnten sie mit Worten eine Mauer gegen die Granaten errichten. Ein älterer Soldat neben mir betete laut, stundenlang immer dasselbe Gebet. Ich selbst dachte an meine Kinder. Ich versuchte, ihre Gesichter vor mir zu sehen und ihre Stimmen zu hören, und stellte zu meinem Schrecken fest, dass es mir nicht immer mehr gelang. Ich hatte sie zu lange nicht gesehen.

Am dritten Tag wurde die Lage noch schwieriger. Die Versorgungswagen konnten die vordersten Stellungen kaum erreichen, und Lebensmittel und Munition mussten unter Feuer nach vorn geschleppt werden. Die Telefonleitungen waren schon am ersten Tag zerschossen worden, sodass Meldungen zu Fuß überbracht werden mussten. Ich sah einen jungen Melder, kaum siebzehn Jahre alt, mit einer Nachricht in der Hand von Deckung zu Deckung laufen. Er erreichte den Gefechtsstand nicht. Ein anderer Junge wurde geschickt, und danach noch einer. Ein Stück Brot und ein Becher lauwarmer Kaffee bekamen in diesen Tagen einen Wert, den ich später niemandem mehr erklären konnte.

In der Nacht vom dritten auf den vierten Tag verstummte das Feuer plötzlich. Die Stille war so ungewöhnlich, dass niemand

zu schlafen wagte. Wir lagen in unseren Löchern und lauschten. Dann hörten wir von der anderen Seite des Niemandslandes eine Stimme. Jemand in den russischen Stellungen begann zu singen, zuerst leise, dann lauter. Es war ein langsames, wehmütiges Lied, getragen von einer Stimme, die weit über das gefrorene Feld reichte. Nach einer Weile setzte eine Harmonika ein. Ich verstand kein Wort des Textes, aber ich begriff, wovon er handelte. Es ging um die Heimat, um eine Frau, um ein Dorf an einem Fluss. Niemand von uns schoss. Niemand rief etwas zurück. Wir lagen dort, Deutsche in unseren Löchern, und hörten einem Russen zu, der von derselben Sehnsucht sang, die uns alle beschäftigte.
Als das Lied zu Ende war, blieb es noch einige Minuten still. Dann begann die Artillerie erneut.

Nach vier Tagen kam der Befehl zum Rückzug. In der Dämmerung verließen wir die Stellungen, die inzwischen kaum noch als solche zu erkennen waren, und zogen gebückt zur Oderbrücke. Zu meiner eigenen Überraschung lebte ich noch und hatte keine einzige Verwundung erlitten. Granatsplitter waren an mir vorbeigeflogen, Männer neben mir waren gefallen, und doch ging ich aus eigener Kraft. Je länger ich darüber nachdachte, desto unwahrscheinlicher erschien es mir. Auf der Brücke standen Pioniere mit Sprengladungen bereit, um sie zu sprengen, sobald die letzten Einheiten sie passiert hatten. Einer von ihnen rief uns zu, wir sollten uns beeilen, und wir rannten über die Bohlen, während in der Ferne die ersten russischen Granaten in den Fluss einschlugen und hohe Wasserfontänen aufwarfen. Am westlichen Ufer ließ ich mich ins Gras fallen. Hinter mir hörte ich einen dumpfen Schlag, und als ich mich umdrehte, sah ich einen Teil der Brücke in einer Wolke aus Rauch und Staub ins Wasser stürzen. Wer jetzt noch auf der anderen Seite stand, musste selbst sehen, wie er weiterkam.

Bei unserer Rückkehr stellte sich heraus, dass man uns bereits aufgegeben hatte. Niemand hatte erwartet, dass von unserem Bataillon noch jemand zurückkehren würde. Ein Offizier ging an unseren Reihen entlang und zählte kopfschüttelnd die Überlebenden. Trotzdem wurden wir von der Führung erneut für unseren Einsatz gelobt, als wäre etwas erreicht worden.

Wir bekamen Essen und durften einige Stunden in einem vom Heer beschlagnahmten Gasthaus ruhen. Überall saßen Soldaten an Tischen oder lehnten an den Wänden. Niemand sprach viel. Die meisten saßen mit einer Schüssel Suppe vor sich da und starrten hinein, als könnten sie noch immer nicht glauben, dass der Boden unter ihren Füßen nicht mehr bebte.

Neben mir saß ein Soldat, der während der ganzen Mahlzeit kein Wort sprach. Erst als er seinen Löffel hinlegte, blickte er auf und sagte, er sei sicher gewesen, am Vortag zu sterben. Er hatte sogar schon einen Brief an seine Mutter geschrieben und ihn in seine Brusttasche gesteckt, für denjenigen, der ihn finden würde. Nun holte er den Brief hervor, betrachtete ihn eine Weile und zerriss ihn dann in kleine Stücke. Niemand reagierte. Nicht weil seine Bemerkung seltsam war, sondern weil fast jeder in diesem Gasthaus dasselbe gedacht hatte. Wenig später schlief die Hälfte der Männer, mit dem Kopf auf dem Tisch oder auf dem Boden zwischen Rucksäcken und Gewehren.

Diese Ruhe dauerte nicht lange. Schon bald mussten wir erneut antreten. Kaum von der Erschöpfung erholt, wurden wir auf Lastwagen verladen und zu einer anderen Division gebracht, wo wir die Verluste auffüllen sollten. Niemand protestierte. Dazu waren die Männer zu müde.

Einige Tage später befanden wir uns schon wieder mitten in schweren Kämpfen, diesmal bei Küstrin an der Oder. Jeder kannte die Bedeutung dieses Ortes. Küstrin lag an der großen Straße nach Berlin. Wer Küstrin in der Hand hatte, hielt die Tür zur Hauptstadt offen.

Die neue Einheit, der wir zugeteilt wurden, war ein Sammelsurium aus allem, was in diesen Wochen noch übrig war. Es gab Veteranen mit dem Eisernen Kreuz auf der Brust, Luftwaffenpersonal ohne Flugzeuge, Matrosen ohne Schiffe und eine Gruppe Jungen, die wenige Wochen zuvor noch zur Schule gegangen waren. Unser Kompaniechef war ein Leutnant von höchstens fünfundzwanzig Jahren, mit einem schmalen, ernsten Gesicht und einer Stimme, die noch nicht an Befehle gewöhnt war. Am ersten Abend ging er an unseren Stellungen entlang und fragte jeden Mann nach seinem Namen. Er schrieb sie in ein kleines Heft. Als ich fragte, warum, antwortete er, er wolle wissen, wem er schreiben müsse, wenn es schiefging. An

diesem Abend gewann ich Achtung vor ihm. Er war einer der wenigen Offiziere, die ich in jenen letzten Wochen sah, die ihre Männer noch als Menschen betrachteten und nicht als Zahlen.

Küstrin war in jenen Wochen ein Ort, den ich niemandem wünsche. Die alte Festungsstadt lag auf einer Landzunge zwischen Oder und Warthe und war seit Wochen fast vollständig eingeschlossen. Was einst eine Stadt mit Kirchen, Speichern und einem Schloss gewesen war, hatte sich in eine Landschaft aus Trümmern, Rauch und Kratern verwandelt. Überall brannte es. Die Russen beschossen die Stadt Tag und Nacht, und wer sich auf die Straße wagte, sprang von Hauseingang zu Hauseingang. Wir lagen in Stellungen an der Westseite, wo wir verhindern sollten, dass der letzte Verbindungsweg zur Festung abgeschnitten wurde. Jeden Tag hörten wir, dass dieser Weg wieder einige hundert Meter schmaler geworden war.

Der Rückzug in Richtung Berlin war inzwischen unvermeidlich geworden. Von Dorf zu Dorf wurde noch verteidigt, doch überall wichen wir langsam zurück. Stellungen, die morgens noch in deutscher Hand gewesen waren, waren am Abend verlassen. Entlang der Straßen standen ausgebrannte Fahrzeuge, zurückgelassene Geschütze und Flüchtlinge mit Handkarren, die nicht mehr wussten, wohin sie gehen sollten.

In einem verlassenen Dorf fanden wir auf einem Küchentisch noch eine halb aufgegessene Mahlzeit, als wären die Bewohner nur kurz hinausgegangen. Dieses Bild erschütterte mich mehr als manches Gefecht.

In einem dieser Dörfer trafen wir eine alte Frau, die sich weigerte, ihr Haus zu verlassen. Sie saß auf einem Stuhl vor ihrer Haustür, ein Schultertuch umgelegt und eine Kuh an einem Strick neben sich, während einige hundert Meter entfernt Granaten einschlugen. Unser Leutnant versuchte, sie zu überreden, mit den letzten Flüchtlingen fortzugehen. Sie schüttelte den Kopf. Sie sei in diesem Haus geboren, sagte sie, ihr Mann sei dort gestorben und ihr Sohn dort aufgewachsen, und sie werde es weder vor den Russen noch vor irgendjemand anderem verlassen. Als wir uns am Abend weiter zurückzogen, saß sie noch immer dort. Ich habe mich oft gefragt, was aus ihr

geworden ist. Vielleicht hat sie überlebt. Vielleicht auch nicht. Aber ich erinnere mich besser an ihr Gesicht als an das vieler Soldaten, mit denen ich in jenen Wochen Seite an Seite gekämpft habe.

Während eines dieser Rückzugsgefechte wurde ich getroffen. Es waren nur einige Granatsplitter in meinem rechten Unterarm. Im ersten Augenblick fühlte es sich nicht schlimmer an als ein harter Schlag. Ich verband die Wunde so gut wie möglich mit meinem Verbandpäckchen und kämpfte weiter. An der Front neigte man immer dazu, eine Verwundung so lange wie möglich zu ignorieren. Niemand wollte seine Kameraden im Stich lassen, und niemand wollte derjenige sein, der sich zurückzog, während die anderen blieben.

Ein Sanitäter, der an unserer Stellung vorbeikam, sah sich meinen Arm an und sagte, ich müsse zum Verbandsplatz zurück. Ich weigerte mich. Der Verbandsplatz lag zwei Kilometer hinter uns, über offenes Gelände, das ständig unter Beschuss lag, und ich hatte gesehen, wie viele Leichtverwundete unterwegs doch noch gefallen waren. Außerdem waren wir nur noch wenige, und jeder Mann, der ging, hinterließ eine Lücke, die niemand füllen konnte. Ich ließ ihn den Verband fester anziehen und blieb liegen, wo ich war.

Im Nachhinein war das vielleicht die falscheste Entscheidung, die ich in diesem Krieg getroffen habe. Denn ich verlor viel Blut. Der Verband färbte sich rot und dann dunkel, und mein Arm wurde immer schwerer. Zuerst verspürte ich nur einen leichten Schwindel. Dann schienen die Geräusche aus weiter Ferne zu kommen, und es wurde schwierig, Entfernungen einzuschätzen. Ich erinnere mich, dass ich versuchte, aufrecht zu bleiben, während die Welt um mich herum sich merkwürdig zu bewegen begann.
Plötzlich wurde alles schwarz vor meinen Augen, und ich brach zusammen.

Als ich wieder zu mir kam, zog mich jemand grob an den Haaren hoch. Die Stimmen um mich herum sprachen Russisch. Mit Mühe öffnete ich die Augen. Vor mir standen zwei russische Offiziere: ein Oberleutnant, der etwas Deutsch sprach, und ein Sergeant, der meine Papiere durchblätterte. Die Front war über mich hinweggezogen, während ich bewusstlos gelegen hatte.

Ich begriff sofort, was geschehen war, und für einen Augenblick empfand ich eine Angst, die schlimmer war als alles, was ich in den Wochen zuvor erlebt hatte. Genau das, wovor ich mich so gefürchtet hatte, war eingetreten.

Der Oberleutnant begann Fragen zu stellen. Er wollte wissen, zu welcher Einheit ich gehörte, wo sich meine Truppe befand, wie viele Männer und wie viele Geschütze sie hatte. Mein Kopf war schwer, und meine Gedanken kamen nur langsam in Gang. Ich verwies auf mein Soldbuch, das er bereits in der Hand hielt. Darin stand alles, was ich ihm sagen konnte. Diese Antwort brachte mir sofort die ersten Schläge ein. Durch den Blutverlust geschwächt, konnte ich mich kaum auf den Beinen halten. Die Schläge waren nicht einmal besonders hart, aber in meinem Zustand genügten sie. Kurze Zeit später lag ich wieder am Boden.

Als ich wieder einigermaßen zu mir kam, sah ich, dass einige deutsche Kriegsgefangene herbeigeholt worden waren. Sie wickelten mich in eine Zeltbahn und schleppten mich über die schlammigen Wege hinter der Front in Richtung Seelow. Ich blickte zum grauen Himmel über mir und dachte an die Bescheinigung in meiner Brusttasche. Die Männer, die mich trugen, waren selbst erschöpft. Sie stolperten über Löcher und Wurzeln, legten mich hin und wieder ab, um Atem zu holen, und hoben mich dann wieder auf. Ich hörte ihr Keuchen und die Stimmen der russischen Soldaten, die sie antrieben. Während einer Rast beugte sich einer von ihnen über mich. Er hatte ein graues, unrasiertes Gesicht und vor Müdigkeit gerötete Augen. „Halt durch, Kamerad“, flüsterte er. „Wir sind bald da.“ Ich habe nie erfahren, wie er hieß. Aber diese Worte habe ich ebenso behalten wie die Freundlichkeit, mit der er sie aussprach, in einem Augenblick, in dem er selbst nicht wusste, was ihn erwartete.

In Seelow wurde ich in einem behelfsmäßigen Feldlazarett zurückgelassen, einem halb zerstörten Gebäude voller Verwundeter. Zu meiner Überraschung versorgten die Russen meine Wunde: Jemand reinigte sie, verband sie neu und hielt mir einen Becher Wasser an die Lippen. Draußen rückte der Kampf weiter auf Berlin zu; drinnen lag ich auf einem Strohsack und starrte an die Decke. Mein Krieg als Soldat war vorbei. Der

Kampf, als Kriegsgefangener am Leben zu bleiben, begann dort.

In dieser ersten Nacht lag ich lange wach. Ich dachte an 1944 zurück, an meine erste Gefangenschaft und an meine Flucht. Was würde geschehen, wenn die Russen entdeckten, dass ich schon einmal bei ihnen gefangen gewesen und entkommen war? Ich hatte Geschichten darüber gehört, was mit solchen Männern geschah. Die Bescheinigung in meiner Brusttasche, die mich hatte schützen sollen, war nun der gefährlichste Besitz, den ich hatte.

Mitten in der Nacht, als alle um mich herum schliefen, holte ich das Papier hervor, zerriss es mit der linken Hand in kleine Stücke und steckte sie tief in den Strohsack, auf dem ich lag. Es war das Letzte, was ich als deutscher Soldat tat.

Vom nächsten Morgen an war ich nur noch Kriegsgefangener. Wie lange das dauern und wohin es mich führen würde, konnte ich damals nicht ahnen.

Kapitel 2 – Der Arzt von Seelow und die zweite Gefangenschaft

An die ersten Tage im Feldlazarett von Seelow erinnere ich mich nur in Bruchstücken. Der Blutverlust, die Erschöpfung der vergangenen Wochen und der Schock meiner Gefangennahme ließen Wirklichkeit und Traum ständig ineinander übergehen. Manchmal erwachte ich von russischen Stimmen, vom Stöhnen der Verwundeten oder vom Klirren metallener Instrumente. Dann sank ich wieder in einen unruhigen Schlaf, in dem sich das Donnern der Artillerie an der Oder mit Gesprächsfetzen vermischte, die ich nicht verstand. Das Lazarett war in einem halb zerstörten Gebäude am Stadtrand eingerichtet. Durch die zerbrochenen Fenster wehte die kalte Frühlingsluft herein. Verwundete lagen auf Strohsäcken, auf Decken und manchmal einfach auf dem Boden, Deutsche und Russen durcheinander, denn in einem Lazarett unterscheidet der Krieg weniger als auf dem Schlachtfeld.

Unter den Pflegern fiel mir ein älterer russischer Sanitäter auf, ein kleiner Mann mit grauem Schnurrbart und einer Narbe über der Wange. Er sprach kein Wort Deutsch, doch seine Art brauchte keine Sprache. Wenn er nachts seine Runde machte, blieb er an jedem Lager kurz stehen, zog eine Decke zurecht oder hielt jemandem einen Becher Wasser an die Lippen, der selbst nicht mehr trinken konnte. Eines Abends legte er wortlos ein Stück Schwarzbrot und eine Prise Machorka neben meinen Strohsack. Als ich ihn erstaunt ansah, zuckte er mit den Schultern und deutete mit dem Kinn nach Osten, als wolle er sagen, dass auch er irgendwo ein Zuhause hatte, zu dem er zurückkehren wollte.

Einige Tage lag neben mir ein junger russischer Soldat mit einer Kugel in der Schulter. Er war nicht älter als neunzehn und stammte aus einem Dorf irgendwo an der Wolga.

Anfangs betrachtete er mich misstrauisch, und ich ihn ebenso. Einige Wochen zuvor hatten wir noch aufeinander geschossen. Doch Schmerz und Langeweile sind stärker als Feindschaft. Am zweiten Abend holte er eine verbeulte Zigarettendose hervor, drehte zwei Zigaretten aus Zeitungspapier und Machorka und reichte mir wortlos eine davon. Wir rauchten schweigend. Danach begann er in einem Russisch zu erzählen, von dem ich nur wenige Wörter verstand, und zeigte mir das zerknitterte Foto eines Mädchens mit Zöpfen. Ich zeigte ihm das Bild meiner Frau und meiner Kinder. Er betrachtete es lange und nickte. Als er einige Tage später verlegt wurde, hob er beim Abschied die Hand. Ich habe nie erfahren, wie er hieß.

Anfangs schienen meine Verletzungen gut zu heilen. Der Verband wurde regelmäßig gewechselt, und das Fieber verschwand. Doch nach einiger Zeit merkte ich, dass etwas nicht stimmte. Mein rechter Arm schwoll immer stärker an. Die Haut wurde gespannt und glänzend, verfärbte sich zunächst rot und dann bläulich, und die Schmerzen wurden von Tag zu Tag schlimmer. Nachts pochte der Arm so heftig, dass ich nicht schlafen konnte. Eines Morgens erschien ein Arzt, der den Arm lange untersuchte. Er drückte auf die Schwellung, ließ mich die Finger bewegen und betrachtete die Wunde mit gerunzelter Stirn. Schließlich teilte man mir über einen Dolmetscher mit, vermutlich sei ein Nerv beschädigt und eine Amputation notwendig.

Ich beschloss, meinen Arm nicht amputieren zu lassen. Ein Soldat lernt, Risiken hinzunehmen: Verwundung, Gefangenschaft und sogar den Tod. Doch die Aussicht, meinen Arm zu verlieren, war etwas anderes. Ich hatte mein ganzes Leben Sport getrieben und mich stets auf meinen Körper verlassen können. Mit nur einem Arm würde ich zu Hause außerdem kaum Arbeit finden, um meine Familie zu ernähren. Während meiner kurzen Aufenthalte in russischen Sanitätsstellen hatte ich den

Eindruck gewonnen, dass man dort schnell amputierte. Ob dieser Eindruck berechtigt war, wusste ich nicht. Dennoch war er stark genug, dass ich mich weigerte. Der Arzt versuchte noch eine Weile, mich zu überzeugen, doch ich blieb bei meinem Entschluss. Zu meiner Überraschung drängte er nicht weiter. Er zuckte mit den Schultern, sagte dem Pfleger etwas, das ich nicht verstand, und ging zum nächsten Lager. Ich hatte einen heftigen Streit oder sogar Zwang erwartet. Stattdessen wurde meine Weigerung einfach akzeptiert. Erst später begriff ich weshalb: Ein Gefangener, der seinen Arm behalten wollte, trug selbst die Verantwortung. Wenn es schiefging, war es sein Problem. Im Nachhinein sollte sich zeigen, dass diese Weigerung meinem Leben eine völlig andere Richtung gab.

Neben mir lag ein junger deutscher Soldat aus dem Rheinland, dem einige Tage zuvor das linke Bein amputiert worden war. Stundenlang starrte er an die Decke. Als er hörte, dass ich mich geweigert hatte, drehte er den Kopf zu mir. „Du hast recht“, sagte er leise. „Sie fragen dich einmal. Danach ist es weg.“ Er sagte es ohne Bitterkeit, wie eine Feststellung. Nachts hörte ich ihn manchmal weinen, so leise, dass es kaum zu hören war. Als ich das Lazarett verließ, lag er noch dort. Ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist.

Nicht lange danach wurde ich aus dem Lazarett entlassen und einem Arbeitskommando in Seelow zugeteilt. Die Stadt trug überall die Narben der Kämpfe, die dort kurz zuvor getobt hatten. Auf den Höhen östlich der Stadt waren die letzten großen Schlachten vor Berlin geschlagen worden, und die Landschaft war übersät mit zerstörten Panzern, aufgewühlten Schützengräben und verbrannten Bäumen. In den Straßen lagen Trümmerhaufen, von vielen Häusern standen nur noch die Mauern, und an den Kreuzungen regelten russische

Soldatinnen mit Fähnchen die Kolonnen, die nach Westen zogen.
Später habe ich oft gedacht, dass dies der Augenblick gewesen war, in dem ich hätte fliehen müssen. Die Bewachung war schwach. Die Russen hatten mit dem Vormarsch auf Berlin alle Hände voll zu tun, und das Gebiet wimmelte von Menschen, die hin und her zogen: Flüchtlinge, vertriebene Bauern, versprengte Soldaten. In diesem Chaos wäre eine Flucht vielleicht möglich gewesen. Doch ich fühlte mich zu krank und zu erschöpft, um einen solchen Versuch zu wagen. Mein Arm schmerzte ununterbrochen, ich hatte Fieber, und jede größere Anstrengung kostete mich mehr Kraft, als ich besaß. Der Gedanke kam immer wieder auf, blieb aber nur ein Gedanke.
Die junge Bewacherin, die mich zum Arbeitskommando begleitete, stand in auffälligem Gegensatz zu den meisten Wachleuten, denen ich bis dahin begegnet war. Sie war noch jung, vielleicht zwanzig, hatte ein rundes, sommersprossiges Gesicht und trug ein Gewehr über der Schulter, das beinahe zu groß für sie wirkte. Sie war freundlich und ungewöhnlich vertraulich. Wie ich bald bemerkte, hatte sie eine Schwäche für deutsche Soldaten und machte sich wenig Gedanken um ihre eigene Sicherheit. Unterwegs ging sie manchmal neben mir statt hinter mir, und als sie sah, wie ich den Arm an den Körper presste, nahm sie mir wortlos mein Bündel ab. Ich wusste nicht recht, was ich davon halten sollte.
Als sie mich dem Kommandanten des Arbeitskommandos übergab, wies ich sofort auf den Zustand meines Arms hin. Der Kommandant zuckte mit den Schultern. Arbeiten musste jeder. Doch die junge Frau hatte zugehört. Bevor sie ging, sah sie mich an und versprach, am nächsten Tag wiederzukommen, um nach mir zu sehen. Ich maß diesem Versprechen wenig Bedeutung bei. Der Krieg hatte mich gelehrt, dass Versprechen schnell vergessen werden,

besonders wenn sie einem Kriegsgefangenen gegeben werden.

Das Arbeitskommando bestand aus etwa vierzig deutschen Kriegsgefangenen, die in der Scheune eines verlassenen Bauernhofs am Stadtrand untergebracht waren. Wir schliefen auf Stroh, dicht aneinander, um warm zu bleiben, und bekamen zweimal täglich eine Schüssel wässrige Suppe und ein Stück Brot. Unter uns waren Soldaten aus allen möglichen Truppenteilen, einige Volkssturmmänner über fünfzig und sogar ein fünfzehnjähriger Junge aus der Hitlerjugend, dem man in den letzten Tagen noch eine Panzerfaust in die Hand gedrückt hatte. In den ersten Nächten weinte er nach seiner Mutter. Die Älteren taten, als hörten sie es nicht, und schoben ihm morgens wortlos einen Teil ihres Brotes zu.

Die Tage im Arbeitskommando folgten einem festen Rhythmus. Um fünf Uhr wurden wir von einem Wachmann geweckt, der mit einem Stock gegen das Scheunentor schlug. Danach folgte der Appell auf dem Hof. Wir mussten in Fünferreihen antreten und wurden so lange gezählt, bis die Zahl stimmte, was manchmal eine Stunde dauerte. Nach einer Schüssel lauwarmer Suppe marschierten wir zur Arbeit. Abends saßen wir im Stroh und erzählten einander Geschichten. Die älteren Volkssturmmänner sprachen vom Ersten Weltkrieg, von Verdun und der Somme, als wäre es eine andere Welt gewesen. Die Jüngeren redeten über Mädchen und Fußball. Und jeder, ohne Ausnahme, sprach vom Essen: vom Sonntagsbraten seiner Mutter, von der Wurst des Metzgers an der Ecke, von frischem Brot mit Butter. Es war eine seltsame Folter, die wir uns jeden Abend selbst auferlegten. Aber niemand konnte es lassen.

An unserem ersten Arbeitstag mussten wir Gruben für die vielen Kadaver ausheben, die noch überall lagen. Rund um Seelow lagen Hunderte tote Pferde, Kühe und

andere Nutztiere, während der Kämpfe verendet und in der Frühlingssonne aufgedunsen. Der Gestank war so stark, dass manche Männer sich ständig übergeben mussten. Unsere Aufgabe war es, die Tiere zu begraben, bevor Krankheiten ausbrachen. Die Arbeit war schwer und schmutzig. Der Boden war noch halb gefroren, die Schaufeln waren stumpf, und die Kadaver mussten mit Seilen und bloßen Händen zu den Gruben gezogen werden.

Mit meinem verletzten Arm war es fast unmöglich, eine Schaufel zu halten. Jedes Mal, wenn ich in den Boden stach, schoss ein Schmerz durch meinen Arm, als würde ein glühender Draht hindurchgezogen. Trotzdem zwang man mich weiterzuarbeiten. Sobald ich kurz innehielt, ertönte ein Befehl oder ein Fluch. Einige Wachleute schienen sogar Freude daran zu haben, meine Lage noch schwieriger zu machen. Sie stellten mich zu den schwersten Arbeiten und lachten, wenn ich die Zähne zusammenbiss. Gegen Mittag war der Schmerz fast unerträglich. Mein Arm war so stark angeschwollen, dass der Ärmel der Jacke straff auf der Haut lag.

Ein älterer Gefangener aus Brandenburg, ein Bauer mit Händen wie Kohlenschaufeln, sah eine Weile schweigend zu. Als die Wachleute ein Stück entfernt rauchten, trat er neben mich, nahm mir wortlos die Schaufel ab und gab mir seine, die leichter war. Danach arbeitete er an meiner Grube weiter, als wäre es seine eigene. Als ich ihm danken wollte, schüttelte er den Kopf. „Du musst deinen Arm schonen“, sagte er. „Du wirst ihn noch brauchen.“ Den ganzen Nachmittag tat er es immer wieder, wenn die Wachleute nicht hinsahen. Später habe ich nie wieder mit ihm gesprochen; wenige Tage danach wurde er mit einem anderen Kommando fortgebracht. Doch in den folgenden Jahren dachte ich oft an ihn, wenn ich selbst einen schwächeren Kameraden kämpfen sah. Kleine Taten der Hilfe waren damals manchmal mehr wert als große Worte.

Dann erschien unerwartet meine Bewacherin wieder. Sie hatte ihr Versprechen gehalten. Doch diesmal kam sie nicht allein. Neben ihr ging eine Offizierin im Rang eines Oberleutnants, eine schlanke Frau mit dunklem Haar unter der Mütze und einem Gesicht, das keinen Widerspruch erwartete. Sie war Ärztin und sprach ausgezeichnet Deutsch. Die Wachleute erhoben zunächst Einwände. Es müsse gearbeitet werden, sagten sie, die Untersuchung könne später stattfinden. Die Ärztin reagierte kaum darauf. Mit wenigen knappen Sätzen machte sie klar, dass sie selbst entschied, wann eine medizinische Behandlung notwendig war. Es erstaunte mich, wie schnell die Diskussion damit beendet war. Schließlich erhielten die Frauen die Erlaubnis, mich zu untersuchen.

Mitten auf dem Marktplatz von Seelow wurde mein Verband abgenommen. Ich saß am Rand eines beschädigten Brunnens, während ringsum das tägliche Leben einer besetzten Stadt weiterging: russische Soldaten, die vorbeigingen, einige deutsche Frauen mit Eimern und Kinder, die in einiger Entfernung stehen blieben. Die Ärztin betrachtete die Wunde aufmerksam und schweigend. Sie stellte einige Fragen zur ursprünglichen Verletzung und zur Behandlung im Lazarett. Dann stand sie auf und verschwand. Ich dachte, die Untersuchung sei beendet. Doch kurz darauf kehrte sie mit einer kleinen Tasche voller Instrumente und Verbandsmaterial zurück.

Zu meiner Überraschung führte sie an Ort und Stelle eine kleine Operation durch. Ohne Krankenhaus, ohne Operationstisch und ohne Betäubung öffnete sie mitten auf der Straße meinen Arm erneut. Die junge Bewacherin hielt meine Schulter fest. Der Schmerz war so heftig, dass ich die Kiefer zusammenpresste, bis meine Zähne schmerzten. Ich blickte zum Himmel, auf einen Kirchturm, dessen Spitze weggeschossen war, und zählte in Gedanken die Steine, die noch standen. Die

Umstehenden kamen langsam näher. Eine Ärztin, die mitten auf dem Marktplatz einen Gefangenen operierte, war selbst in jenen seltsamen Tagen kein alltäglicher Anblick.

Nach einiger Zeit hielt die Ärztin plötzlich inne und zeigte mir etwas, das sie mit einer Pinzette aus der Wunde gezogen hatte. Es war ein Granatsplitter, größer als eine Erbse, mit scharfen, gezackten Rändern. Fast sofort spürte ich Erleichterung. Der Schmerz verschwand nicht völlig, doch das beklemmende Pochen, das meinen Arm seit Wochen beherrscht hatte, ließ nach. Die Ärztin reinigte die Wunde, legte einen neuen Verband an und gab mir in klarem Deutsch Anweisungen zur täglichen Pflege. Danach ging sie ebenso plötzlich, wie sie gekommen war. Zum ersten Mal seit meiner Verwundung wagte ich zu hoffen, dass ich meinen Arm behalten würde.

Diese Hoffnung erwies sich als verfrüht. Einige Tage schien die Heilung gut voranzugehen, doch dann kehrten die Beschwerden zurück. Der Arm schwoll erneut an, die Haut wurde wieder straff und heiß, und die Schmerzen nahmen täglich zu. Mit großer Mühe ließ ich über die Bewacherin eine weitere Nachricht an die Ärztin schicken. Ich rechnete nicht wirklich damit, dass sie kommen würde. Eine russische Offizierin hatte anderes zu tun, als sich um den Arm eines deutschen Kriegsgefangenen zu kümmern. Dennoch kam sie zurück.

Diesmal brachte sie alle benötigten Instrumente mit und behandelte mich in der Scheune, in der wir schliefen. Als sie die Wunde untersuchte, sah ich an ihrem Gesicht, dass sie etwas entdeckt hatte. Lange suchte sie tief in der Wunde. Die Behandlung schien endlos zu dauern. Der Schmerz war so heftig, dass ich ein Handtuch zwischen die Zähne klemmte, um nicht zu schreien. Die anderen Gefangenen sahen schweigend zu. Einer hielt meine Hand, und ich drückte sie so fest, dass er später lachend behauptete, ich hätte ihm beinahe die Finger gebrochen.

Schließlich fand sie die Ursache meiner Beschwerden. Ein zweites Metallstück, tiefer verborgen als das erste, kam zum Vorschein. Sie legte es auf ein Stück Uniformstoff neben mich, damit ich es sehen konnte, und zum ersten Mal sah ich sie lächeln. Nun, sagte sie, werde mein Arm wahrscheinlich vollständig heilen. Ich bewahrte die beiden Splitter noch lange in diesem Stück Stoff auf, bis sie bei einer der vielen Durchsuchungen in den folgenden Jahren verschwanden.

Sie versprach, am nächsten Tag wiederzukommen. Ihre junge Begleiterin konnte an diesem Tag nicht mitkommen, weil sie Dienst hatte. Ich fragte die Ärztin, warum sie das Mädchen immer „deine Freundin“ nannte. Sie sah mich halb belustigt, halb mitleidig an. Das Mädchen, erzählte sie, habe beschlossen, mich nicht mehr aus den Augen zu lassen. Sie sei es gewesen, die darauf bestanden habe, dass die Ärztin mich untersuchte, und die immer wieder nach meinem Zustand gefragt habe.

Über mein Aussehen habe ich mir nie Illusionen gemacht, schon gar nicht damals, abgemagert, unrasiert und mit einem verbundenen Arm. Doch laut der Ärztin hatte sich das Mädchen in mich verliebt. Sie sagte es lachend, wie einen Scherz. Als ich das Mädchen beim nächsten Mal erröten und wegsehen sah, begriff ich, dass es kein Scherz war.

Diese Erkenntnis brachte mich in eine unangenehme Lage. Ich war verheiratet. Zu Hause warteten meine Frau und meine Kinder auf eine Rückkehr, von der ich nicht einmal wusste, ob sie je stattfinden würde. Als das Mädchen am folgenden Abend wieder erschien und wir etwas abseits saßen, während die Dämmerung über den Hof fiel, versuchte ich ihr vorsichtig klarzumachen, dass ich eine Familie hatte. Ich holte sogar das kleine Foto hervor, das ich durch alle Durchsuchungen hindurch hatte bewahren können.

Zunächst wollte sie es nicht glauben. Sie betrachtete das Foto lange und gab es mir dann wortlos zurück. Als ich sie schließlich überzeugt hatte, zuckte sie mit den Schultern. Für sie machte das keinen Unterschied. Der Krieg werde bald vorbei sein, sagte sie mit einer Selbstverständlichkeit, die mich verblüffte. Danach dürften russische Frauen selbst bestimmen, welchen Mann sie haben wollten. Diese Offenheit überraschte mich völlig. So etwas hatte ich noch nie erlebt. Ich wusste nicht, was ich antworten sollte, und glaube, dass ich schließlich gar nichts sagte. Doch ich wusste, dass ich ihr viel verdankte. Ohne ihre Beharrlichkeit hätte die Ärztin mich nie untersucht, und ohne diese Ärztin hätte ich wahrscheinlich meinen Arm, vielleicht sogar mein Leben verloren.

An diesem Abend erzählte sie mir in einer Mischung aus Russisch und den wenigen deutschen Wörtern, die sie kannte, etwas über sich. Sie stammte aus einem Dorf bei Smolensk. Als die Deutschen 1941 kamen, war sie noch ein Kind gewesen. Ihr Vater war an die Front gegangen und nie zurückgekehrt. Ihr Dorf war zweimal zerstört worden, zuerst beim Vormarsch und später beim Rückzug. Sie hatte sich beim Heer gemeldet, sobald sie alt genug war, weil zu Hause nichts mehr geblieben war, wofür es sich zu bleiben lohnte. Sie erzählte es ohne Bitterkeit, eher verwundert, als verstünde sie selbst noch nicht ganz, wie alles so hatte kommen können.

Als sie fertig war, sah ich sie an und begriff nicht, wie sie nach all dem noch so freundlich zu einem Mann in der Uniform des Heeres sein konnte, das ihr Dorf niedergebrannt hatte. Ich fragte sie nicht danach. Vielleicht wusste sie es selbst nicht.

Am nächsten Morgen änderte sich alles. Das Mädchen erschien wieder am Arbeitsgelände, durfte es aber nicht mehr betreten. Ich sah sie am Tor stehen, das Gewehr über der Schulter, während ein älterer Sergeant mit ihr sprach und dann mit dem Daumen über seine Schulter

deutete. Offenbar hatten auch andere bemerkt, wie viel Interesse eine junge russische Bewacherin an einem deutschen Kriegsgefangenen zeigte. Sie blickte noch einmal in meine Richtung. Dann drehte sie sich um und ging fort.

Meine Gefühle waren zwiespältig. Einerseits war ich erleichtert, denn die Situation drohte immer komplizierter zu werden, für sie vielleicht noch mehr als für mich. Andererseits fühlte ich mich undankbar gegenüber jemandem, der nur versucht hatte, mir zu helfen. Ich sah sie nie wieder. Nicht einmal ihren Namen habe ich erfahren. Später habe ich mich oft gefragt, was aus ihr geworden ist und ob sie für ihre Freundlichkeit gegenüber einem deutschen Gefangenen büßen musste. In jenen Jahren war das keine harmlose Frage.

An einem Abend Anfang Mai hörten wir aus der Stadt plötzlich Schüsse, zunächst einige wenige, dann Hunderte. Es klang, als werde wieder gekämpft. Wir lagen reglos im Stroh und warteten. Dann hörten wir auch Jubel, Gesang und den Klang einer Harmonika. Einer der Wachleute steckte den Kopf durch das Scheunentor, eine Flasche in der Hand und Tränen auf den Wangen, und rief etwas, das jeder auch ohne Russisch verstand: „Woina kaput!“ Der Krieg war vorbei.

Die ganze Nacht schossen die Russen in die Luft, tranken und sangen. In unserer Scheune blieb es still. Keiner von uns jubelte. Wir hatten den Krieg verloren, und wir wussten nicht, ob wir den Frieden überleben würden. In den folgenden Tagen erfuhren wir bruchstückhaft Neuigkeiten. Berlin war gefallen. Hitler war tot. Deutschland hatte bedingungslos kapituliert. Manche Männer glaubten, sie würden nun innerhalb weniger Wochen nach Hause geschickt; der Krieg war schließlich vorbei, warum sollte man noch Kriegsgefangene festhalten? Andere waren vorsichtiger. Ich gehörte zu ihnen. Ich hatte die Russen bereits 1944 kennengelernt

und wusste, dass Versprechen und Gerüchte in diesem Land ein Eigenleben führten. Dennoch ertappte auch ich mich dabei, wie ich abends im Stroh lag und an die Heimkehr dachte, an die Tür unseres Hauses und an das Gesicht meiner Frau, wenn sie sie öffnen würde.

Die ersten Wochen des Friedens unterschieden sich für uns kaum von den letzten Kriegswochen. Wir arbeiteten, aßen wenig und schliefen im Stroh. Nur die Russen hatten sich verändert. Sie waren ausgelassen, oft betrunken, und sammelten alles, was sie mitnehmen konnten. Am begehrtesten waren Uhren. Ich sah Soldaten mit vier oder fünf Uhren an jedem Arm, die sie einander stolz zeigten und ständig aufzogen. „Uhri, Uhri“, riefen sie, wenn sie einem Deutschen begegneten, und wer noch eine Uhr besaß, war sie innerhalb einer Minute los. Auch Fahrräder, Radios, Nähmaschinen und sogar Klaviere wurden auf Lastwagen geladen und nach Osten geschickt. Einer unserer Wachleute erzählte stolz, er habe seiner Mutter im Ural eine Nähmaschine geschickt. Ich fragte mich, wie diese Mutter wohl schauen würde, wenn nach Monaten eine deutsche Nähmaschine in ihrem Dorf einträfe.

Die Ärztin sah ich danach nur noch einmal. Sie kam, um zu prüfen, ob die Wunde gut verheilte, nickte zufrieden und gab mir ein kleines Fläschchen Jod, das damals nahezu unbezahlbar war. Als ich ihr danken wollte, winkte sie ab. Sie sei Ärztin, sagte sie, und ein Arm sei ein Arm, ob er nun zu einem Russen oder zu einem Deutschen gehöre. An diesen Satz habe ich in den folgenden Jahren oft gedacht, wenn ich Menschen begegnete, die darüber ganz anders dachten.

Mein Arm heilte langsam. Die Schwellung ging zurück, der Schmerz wurde erträglich, und nach einigen Wochen konnte ich wieder eine Schaufel halten, ohne dass mir schwarz vor Augen wurde. Mit der Genesung kehrte auch etwas anderes zurück: der Gedanke an Flucht. Ich bemerkte, dass ich wieder begann, Wege zu beobachten,

den Stand der Sonne sowie die Wachleute und ihre Gewohnheiten. Ich wusste noch nicht, wie oder wann. Doch ich wusste, dass mein Körper mir wieder gehorchen würde, und das genügte vorerst.

Kurz vor unserer Abreise geschah noch etwas, an das ich mit Freude zurückdenke. Eines Morgens wurde der Junge aus der Hitlerjugend beim Appell aus der Reihe gerufen. Zunächst dachten wir, er werde zu einem Verhör gebracht, und einige der Älteren stellten sich schon vor ihn. Doch ein russischer Offizier erklärte über einen Dolmetscher, der Junge sei zu jung, um Kriegsgefangener zu sein. Er werde freigelassen und dürfe nach Hause.

Der Junge stand wie gelähmt da. Als er begriff, was gesagt worden war, begann er zu weinen, und diesmal tat niemand so, als höre er es nicht. Wir gaben ihm alle etwas mit: ein Stück Brot, einige Zigaretten zum Tauschen, einen Zettel mit einer Adresse. Ich schrieb die Anschrift meiner Frau auf und bat ihn, ihr mitzuteilen, dass ich noch lebte. Er versprach es. Ich habe nie erfahren, ob er dieses Versprechen halten konnte. Doch an jenem Morgen fühlte es sich an, als ginge einer von uns nach Hause, und das war genug.

Kurz darauf wurden wir zusammen mit anderen Gefangenen in das Lager Küstrin-Neu Drewitz gebracht. An einem frühen Morgen lud man uns auf Lastwagen. Als sich die Fahrzeuge in Bewegung setzten und die zerstörten Straßen von Seelow hinter uns verschwanden, blickte ich noch einmal zurück: zum Marktplatz, auf dem eine russische Ärztin ohne Betäubung ein Metallstück aus meinem Arm entfernt hatte, und zum Tor, an dem ein junges Mädchen mit einem zu großen Gewehr mir zum letzten Mal nachgesehen hatte.

In dieser Stadt hatte ich nicht nur beinahe meinen Arm verloren. Ich hatte dort auch gelernt, dass Menschlichkeit manchmal an den unerwartetsten Orten auftauchen kann. Vor mir lagen nun ein neues Lager, neue Ungewissheit

und erneut die Frage, die mich von da an nicht mehr loslassen sollte: Würde ich jemals nach Hause zurückkehren? Der Krieg war vorbei. Niemand wusste, wie viele Jahre Gefangenschaft noch zwischen diesem Ende und der Freiheit lagen.

Kapitel 3 – Das Lagerleben und die Künstler

Das Lager Küstrin-Neu Drewitz lag auf einer kahlen Ebene nördlich der zerstörten Festungsstadt, in derselben Gegend, in der ich einige Monate zuvor noch als Soldat gekämpft hatte. Es war ein seltsames Gefühl, an diesen Ort zurückzukehren, nun nicht mit einem Gewehr, sondern als Gefangener. Das Lager bestand aus mehreren Reihen hölzerner Baracken hinter einem doppelten Stacheldrahtzaun, mit Wachtürmen aus grob gesägtem Holz an den Ecken. Als wir im Frühsommer 1945 dort ankamen, waren bereits mehrere Hundert deutsche Kriegsgefangene untergebracht. Sie sahen uns schweigend an, als wir durch das Tor marschierten, so wie man Neuankömmlinge betrachtet, die die ohnehin kargen Rationen noch kleiner machen würden. Wir bekamen Plätze auf hölzernen Pritschen ohne Matratzen, in einer Baracke, die nachts nach Schweiß, nasser Kleidung und Machorka roch. Niemand erklärte uns etwas. Die Regeln des Lagers lernte man nicht aus einer Vorschrift, sondern durch die Erfahrungen der ersten Tage.

Der wichtigste Augenblick jedes Lagertages war der Appell. Morgens und abends mussten alle Gefangenen in Fünferreihen antreten, worauf die Wachleute zählten, sich verzählten und wieder von vorn begannen.
Stimmte die Zahl nicht, blieb jeder stehen, bei Regen, Hitze oder Kälte; manchmal eine Viertelstunde, manchmal zwei Stunden. Wer ohnmächtig wurde, blieb liegen, bis das Zählen beendet war. Anfangs sah ich darin nur Unfähigkeit. Später begriff ich, dass der Appell auch ein Machtmittel war: Zweimal täglich lernten wir, dass unsere Namen nichts zählten, sondern nur die Zahl der Körper in der Reihe.

Mein Arm erholte sich in jenen Wochen weiter. Die Wunde schloss sich, die Schwellung verschwand, und langsam kehrte die Kraft in meine Hand zurück. Jeden Morgen versuchte ich etwas mehr: eine Faust zu machen, einen Eimer zu heben, mich an einem Balken hochzuziehen. Hinter der Baracke, wohin die Wachleute selten kamen, machte ich abends Übungen, die ich noch aus meiner Jugend kannte, als ich fast täglich Sport getrieben hatte. Einige Kameraden lachten mich aus. Sie hielten es für eine Verschwendung der wenigen Energie, die uns das karge Essen gab. Doch ich wusste, warum ich es tat. Mit der Erholung meines Körpers kehrte auch der Gedanke an Flucht zurück, und eine Flucht würde Kraft verlangen, die ich noch nicht besaß. Unauffällig begann ich wieder auf alles zu achten: auf die Wachablösung, auf Stellen, an denen der Stacheldraht durchhing, und auf die Wege, die vom Lager nach Westen führten. Diese Gewohnheit sollte ich in den folgenden Jahren nie wieder verlieren.

Unsere Arbeit bestand zum großen Teil im Räumen von Minen. Das Gebiet zwischen Oder und Berlin war in den letzten Kriegsmonaten zu einem einzigen großen Schlachtfeld geworden, und überall lagen noch seine Überreste: Minenfelder entlang der alten Stellungen, Munition in verlassenen Schützengräben und nicht explodierte Granaten. Die Russen folgten einer einfachen Logik: Wer die Minen gelegt hatte, konnte sie auch wieder beseitigen. Da ich bei den Pionieren gedient hatte, wurde ich schon bald einem solchen Trupp zugeteilt.

Wir gingen in langen Reihen über die Felder und stachen mit Eisenstäben vorsichtig schräg in den Boden, Zentimeter für Zentimeter. Jedes Mal, wenn der Stab auf etwas Hartes traf, hielt die ganze Reihe den Atem an. Meist war es ein Stein, ein Stück Holz oder ein verrosteter Helm. Wir fanden viel weniger Minen, als die Russen erwartet hatten. Trotzdem lernte jeder schon am ersten Tag, dass diese Arbeit keinen Fehler verzieh.

Wie wahr das war, erfuhren wir in der dritten Woche. Wir arbeiteten auf einem Feld entlang einer alten Verteidigungslinie, als ich links von mir einen trockenen, scharfen Knall hörte. Eine Wolke aus Erde und Rauch stieg auf. Als sie sich verzogen hatte, lag einer unserer Kameraden, ein ruhiger Mann aus Hamburg, der vor dem Krieg als Straßenpflasterer gearbeitet hatte, einige Meter von der Stelle entfernt, an der er gestanden hatte. Er war auf eine Mine getreten, die selbst sein Stab nicht ertastet hatte. Er lebte noch einige Minuten. Wir trugen ihn an den Rand des Feldes, doch wir konnten nichts mehr für ihn tun. Noch am selben Nachmittag begruben wir ihn unter einer Birke am Straßenrand, mit einem Kreuz aus zwei Ästen und seinem Namen, in ein Stück Holz geritzt. Danach mussten wir wieder an die Arbeit, auf dasselbe Feld, mit denselben Stäben. An diesem Tag sprach niemand mehr ein Wort.

Viel häufiger als Minen fanden wir etwas ganz anderes: Lebensmittel. Im Chaos der letzten Kämpfe hatten Soldaten, Bauern und Flüchtlinge Vorräte versteckt oder einfach zurückgelassen. In eingestürzten Kellern fanden wir Fleischkonserven, Töpfe mit Schmalz und Säcke mit Zwieback. In Bunkern lagen Kisten mit Notrationen. Auf einem Bauernhof entdeckten wir unter einer Strohschicht eine Grube voller Kartoffeln, sorgfältig gegen den Frost abgedeckt, als hätte der Besitzer sie nach dem Krieg wieder abholen wollen.

Offiziell musste alles abgeliefert werden. Doch nicht alles wurde entdeckt, und nicht jeder Wachmann sah gleich genau hin. Wir lernten schnell, wie man eine Dose unter der Jacke verschwinden ließ oder eine Handvoll Zwieback in den Stiefelschaft steckte. Einen Teil bewahrten wir für uns selbst auf, als kleine Reserve für den Tag, an dem sich vielleicht eine Gelegenheit zur Flucht ergeben würde. Meinen eigenen Vorrat vergrub ich unter einem markierten Stein am Weg zur Arbeit.

In den Dörfern rund um das Lager streiften viele Kinder umher. Manche hatten ihre Eltern auf der Flucht verloren, bei anderen war der Vater gefallen oder in Gefangenschaft, und die Mutter saß irgendwo in einem Keller, ohne etwas zu essen. Ihre Kleidung war zu groß oder zu klein, ihre Gesichter grau und mager, und ihre Augen hatten einen Ernst, der nicht zu ihrem Alter passte. Wenn wir morgens zur Arbeit marschierten, standen sie am Straßenrand und sahen uns an. Zunächst hielten sie Abstand, als wüssten sie nicht, was sie von uns erwarten sollten. Wir waren schließlich Deutsche und zugleich Gefangene, Landsleute und doch Männer, die von fremden Soldaten bewacht wurden. Ich sah einen etwa zehnjährigen Jungen, dessen Schuhe mit einer Schnur zusammengebunden waren. Ich sah ein Mädchen, das einen kleineren Bruder auf der Hüfte trug und uns mit großen, stillen Augen nachblickte. Diese Blicke ließen mich nicht mehr los.

Es begann mit einem einzelnen Stück Zwieback, das jemand unbemerkt einem Kind zusteckte. Dann folgten andere dem Beispiel. Bald stellten wir abends in der Baracke kleine Päckchen zusammen: etwas Brot, einige Kartoffeln, manchmal eine geöffnete Fleischkonserve, eingewickelt in einen Lappen oder ein Stück Papier. Auf dem Marsch zur Arbeit ließen wir die Päckchen am Straßenrand fallen oder drückten sie einem Kind in die Hand, wenn der Wachmann gerade wegsah. Es waren keine großen Mengen. Auch wir hatten Hunger, und jedes Stück Brot, das wir verschenkten, fehlte uns selbst. Doch ich hörte nie einen Kameraden klagen, er habe zu viel gegeben. Es war, als gäben wir mit diesen Päckchen einem Land etwas zurück, das wir selbst mit zerstört hatten.

Die Nachricht verbreitete sich rasch in den Dörfern. Jeden Tag standen mehr Kinder am Weg und warteten. Manche kamen allein, andere in kleinen Gruppen und

hielten Geschwister an der Hand. Sie sagten wenig. Oft genügte ein Nicken oder ein kurzes Lächeln, um uns zu zeigen, was diese kleinen Päckchen für sie bedeuteten. Das Mädchen mit dem kleinen Bruder auf der Hüfte stand fast jeden Morgen an derselben Stelle bei einem umgestürzten Baum. Eines Tages drückte sie mir, als ich ihr das Päckchen gab, etwas in die Hand: ein kleines, handgeschnitztes Holzpferd, wahrscheinlich das einzige Spielzeug, das sie besaß. Ich wollte es zurückgeben, doch sie schüttelte den Kopf und lief davon. Ich bewahrte das Pferd lange auf, bis es mir bei einer der vielen Durchsuchungen in späteren Jahren abgenommen wurde.

Fast täglich brachten wir den Kindern kleine Päckchen. Die meisten Wachleute sahen weg. Ein älterer russischer Soldat ging noch weiter: Als er glaubte, niemand beobachte ihn, gab er einem Jungen, der mit leeren Händen am Weg stand, ein Stück von seinem eigenen Brot. Er bemerkte, dass ich hinsah, hielt meinen Blick einen Moment fest und zuckte dann mit den Schultern. Mehr Erklärung war nicht nötig.

Dann war es vorbei. Mitten in der Nacht wurden wir geweckt, mussten unsere Sachen packen und wurden in einer Kolonne nach Küstrin selbst gebracht. Von der alten Festungsstadt war kaum noch etwas übrig. Wo ich im März noch Straßen, Kirchen und Speicher gesehen hatte, lagen nun Trümmerberge, zwischen denen Unkraut zu wachsen begann. Inmitten der Ruinen hatten die Russen ein großes Kriegsgefangenenlager eingerichtet, mit Tausenden Männern aus allen Teilen der ehemaligen deutschen Wehrmacht. Ich dachte an die Kinder, die am nächsten Morgen vergeblich am Weg warten würden, und an meinen vergrabenen Vorrat unter dem Stein, den ich nie wiedersehen sollte.
In einem Lager nahm man selten Abschied. Man wurde einfach an einen anderen Ort gebracht.

Das Lager in Küstrin war um ein Vielfaches größer als alles, was ich bis dahin gesehen hatte. Tausende Männer lebten dort in Holzbaracken, Zelten und halb eingestürzten Kasernengebäuden aus der Festungszeit. Es gab Küchen mit riesigen Kesseln, ein Lazarett, eine Werkstatt und sogar eine Art Markt, auf dem Gefangene Zigaretten, Brot, Knöpfe und Nadeln tauschten. Jeden Tag kamen neue Transporte an, und täglich verließen Gruppen das Lager mit unbekanntem Ziel. Es war eine Stadt für sich, mit eigenen Gesetzen, eigenen Machthabern und eigenen Gerüchten. In den ersten Tagen ging ich dort umher wie ein Fremder in einem fremden Land und suchte nach bekannten Gesichtern. Ich fand keines. Doch ich fand etwas anderes, das ich im kleinen Lager Neu Drewitz nicht gesehen hatte.

Was mir in Küstrin sofort auffiel, waren die vielen verschiedenen Fahnen, Uniformen und Nationalitäten. Über manchen Baracken wehten selbstgemachte Flaggen: österreichische, ungarische, rumänische, niederländische, sogar französische und italienische. An den Jacken vieler Gefangener waren deutsche Abzeichen herausgeschnitten und durch andere Farben, ein Band oder ein gesticktes Emblem ersetzt worden. Männer, die wenige Monate zuvor noch stolz eine deutsche Uniform getragen hatten, präsentierten sich plötzlich als Österreicher, Elsässer, Luxemburger oder Polen. Jeder wusste, weshalb. Man hatte gehört, dass Gefangene anderer Nationalitäten früher nach Hause geschickt würden als Deutsche. Es war, als hätte sich die deutsche Armee nach ihrer Niederlage in Dutzende kleine Länder aufgespalten.

Da ich mehrere Sprachen beherrschte, kam ich leicht mit all diesen Gruppen ins Gespräch. Dabei fiel mir etwas Merkwürdiges auf. Ein Mann, der sich als Franzose vorstellte, konnte kaum einen Satz auf Französisch sprechen. Ein angeblicher Holländer verstand nichts von

dem, was ich ihn auf Niederländisch fragte. Ein Ungar sprach Deutsch mit unverkennbarem sächsischem Akzent. Oft sprachen diese Männer besser Deutsch als die Sprache des Landes, aus dem sie angeblich stammten. Wenn ich sie vorsichtig darauf ansprach, wurde das Gespräch meist rasch beendet, und einige Male machte sich jemand eilig davon. Ich nahm es ihnen nicht übel. Jeder suchte auf seine Weise einen Weg nach Hause. Doch ich fragte mich, was die Russen wohl dachten, wenn sie in ihren Listen plötzlich Tausende Franzosen und Niederländer fanden, die nie in Frankreich oder den Niederlanden gewesen waren.

Auch der Lagerleitung blieb meine Sprachkenntnis nicht verborgen. Kurz nach unserer Ankunft wurde ich in einen abgetrennten Lagerteil verlegt, in dem Gefangene untergebracht waren, die als Dolmetscher oder Schreiber eingesetzt wurden. Das Essen war dort nicht besser als anderswo: eine Schüssel dünne Kohl- oder Hirsesuppe, ein Stück schweres, feuchtes Brot und gelegentlich ein Löffel Zucker. Doch einige Kameraden konnten über ihre Kontakte zur Küche manchmal etwas zusätzlich beschaffen, und sie teilten es gerecht. So konnte ich meine körperliche Verfassung einigermaßen erhalten.
Ich trieb weiter Sport, wann immer ich konnte.
Abends machte ich zwischen den Baracken meine Übungen, und manchmal schlossen sich einige jüngere Gefangene an. Es gab den Tagen einen Rhythmus und dem Kopf etwas anderes, woran er denken konnte als an Hunger.

Die Arbeit als Dolmetscher war nicht immer ungefährlich. Eines Tages musste ich beim Verhör eines jungen deutschen Gefangenen übersetzen, der verdächtigt wurde, eine Fleischkonserve aus der Küche gestohlen zu haben. Der russische Offizier wollte ein Geständnis. Der Junge bestritt alles. Ich sah, dass er log, und ich sah auch, dass der Offizier es bemerkte. Ich

übersetzte seine Worte so vorsichtig wie möglich, wusste aber, dass ein falsch gewähltes Wort ihn eine Woche in der Strafzelle kosten konnte. Als der Offizier mich fragte, ob der Junge die Wahrheit sage, sah ich ihn an und antwortete, ich übersetze nur und urteile nicht. Der Offizier musterte mich lange. Dann lachte er kurz und schickte den Jungen mit einer Warnung fort. Nach dem Verhör kam der Junge zu mir, um sich zu bedanken. Ich sagte, er habe mir nichts zu verdanken. Doch an diesem Nachmittag hatte ich gelernt, dass ein Dolmetscher in Gefangenschaft manchmal mehr Macht besitzt, als er haben möchte.

Gerade der Sport brachte mich mit Menschen zusammen, die meinem Leben in Gefangenschaft eine völlig neue Richtung geben sollten. Im Lager gab es eine Kulturabteilung, die Vorstellungen, Musikabende und Varietéprogramme für die Gefangenen organisierte. Eines Abends blieb ein älterer Mann stehen und sah zu, wie ich auf den Händen an der Baracke entlangging. Er hatte graues Haar, ein schmales, lebhaftes Gesicht und lange Finger, die nie stillzustehen schienen. Als ich wieder auf den Füßen stand, applaudierte er leise und stellte sich vor. Er war Zauberkünstler und hatte vor dem Krieg in Berlin im Wintergarten und in der Scala, den größten Varietétheatern der Stadt, aufgetreten.
Später war er durch ganz Europa gereist, von Wien bis Kopenhagen. Nun stand er in einer abgetragenen Soldatenjacke hinter dem Stacheldraht von Küstrin, doch seine Augen leuchteten, sobald er von seinem Beruf sprach.

Er nahm mich mit in die Baracke, in der seine Gruppe probte. Diesen Abend werde ich nie vergessen.
In einem kahlen Raum, erleuchtet von zwei Petroleumlampen, übte ein Geiger auf einem Instrument mit nur drei Saiten ein Stück von Schubert. In einer Ecke probten zwei Männer eine komische Szene über einen Berliner Straßenbahnschaffner. Ein junger Sänger stand

mit dem Gesicht zur Wand und sang Tonleitern. Und mitten im Raum ließ der Zauberkünstler wie nebenbei eine Münze über seine Fingerknöchel rollen, ließ sie verschwinden und zog sie kurz darauf hinter meinem Ohr hervor. Alle lachten. Ich hatte seit Monaten keinen solchen Klang gehört. Es war, als wäre ich durch diese Tür in eine andere Welt getreten, eine Welt, in der der Krieg für einen Augenblick nicht existierte.

Durch das Eingreifen des Zauberkünstlers und seine Kontakte zur Lagerleitung wurde ich wieder ins Hauptlager versetzt. Nach einigen Wochen Proben nahm man mich offiziell in die Varietégruppe auf. Das veränderte mein Leben im Lager vollständig. Die Künstler erhielten eine etwas größere Ration, weil man von ihnen erwartete, dass sie abends noch auftreten konnten. Sie waren von der schwersten Arbeit befreit und hatten eine eigene Baracke, die wärmer und weniger überfüllt war. Wichtiger als das Essen war jedoch etwas anderes: Zum ersten Mal seit langer Zeit besaß ich wieder etwas, das einem normalen Leben ähnelte. Ich hatte eine Aufgabe, die nichts mit bloßem Überleben zu tun hatte, Menschen um mich, mit denen ich über etwas anderes als Hunger sprechen konnte, und einen Grund, morgens aufzustehen.

Ich begann mit einer Akrobatengruppe zu trainieren. Meine beiden Partner waren jünger als ich und vor dem Krieg ebenfalls Turner gewesen. Der eine war groß und mager und besaß ein beinahe unnatürliches Gleichgewichtsgefühl. Der andere war klein und gedrungen, stark wie ein Ochse, und konnte zwei Männer gleichzeitig auf den Schultern tragen. Ich bildete das Bindeglied zwischen ihnen.

Wir übten Partnerakrobatik: Pyramiden, Handstände auf den Schultern des anderen und Saltos, bei denen einer den anderen in die Luft warf und wieder auffing. Da wir keine Matten hatten, trainierten wir auf übereinandergestapelten Decken und Strohsäcken. Es

ging nicht ohne blaue Flecken, verstauchte Knöchel und einmal einen gebrochenen Finger. Doch von Woche zu Woche wurden unsere Nummern besser, und wir bemerkten, dass das Publikum immer stiller wurde, sobald wir begannen.

Einmal ging es beinahe völlig schief. Wir übten eine neue Nummer, bei der ich von den Schultern meines kleinen, kräftigen Partners einen Salto rückwärts machen und auf den Händen des Großen landen sollte.
Beim dritten Versuch verlor ich in der Luft die Orientierung. Ich landete nicht auf seinen Händen, sondern neben den Decken mit dem Rücken auf dem Holzboden. Einen Augenblick bekam ich keine Luft. Ich lag dort und sah die Dachbalken über mir kreisen, während meine Partner sich über mich beugten. Der Zauberkünstler kam herbeigerannt und tastete meinen Rücken und meinen Nacken ab. Nichts war gebrochen. Nach einigen Minuten stand ich wieder auf den Beinen, voller Prellungen und schwindlig.

Meine Partner wollten für diesen Tag aufhören. Ich weigerte mich. Aus früheren Zeiten wusste ich, dass man nach einem Sturz sofort wieder beginnen muss, sonst setzt sich die Angst fest. Beim vierten Versuch gelang die Nummer. Noch am selben Abend stand sie auf dem Programm.

Da das Publikum immer aus denselben Gefangenen bestand, mussten wir ständig neue Programme erfinden. Ein Witz, der beim ersten Mal den Saal vor Lachen erbeben ließ, brachte beim dritten Mal kaum mehr als ein müdes Lächeln hervor. Das bedeutete endlose Proben und die fortwährende Suche nach neuen Ideen. Kostüme nähten wir aus alten Decken, Säcken und Vorhängen. Perücken fertigten wir aus Seil und Flachs, Schminke aus Ruß, Kreide und Rübensaft.

Manchmal wirkte ich bei den komischen Nummern eines Kunstradfahrers mit, eines kleinen, lebhaften

Mannes aus Leipzig, der auf einem zusammengebauten Fahrrad die unmöglichsten Kunststücke vollführte: rückwärts, auf einem Rad und auf dem Sattel stehend. Meine Aufgabe bestand meist darin, als unbeholfener Polizist hinter ihm herzurennen und über meine eigenen Beine zu stolpern. Für den Saal war das der schönste Teil des Abends.

Meinen ersten Auftritt vor den Gefangenen werde ich nie vergessen. Die Baracke war bis zum Bersten gefüllt. Männer saßen auf Bänken, auf dem Boden und auf den Dachbalken. Viele hatten seit Monaten nichts anderes gesehen als Arbeitskommandos, Wachleute und Stacheldraht. Anfangs saßen sie abwartend da, manche mit verschränkten Armen, als wollten sie sich gegen eine Enttäuschung schützen. Als der Zauberkünstler das Programm eröffnete und aus dem Nichts ein Kartenspiel fächerförmig erscheinen ließ, ging ein Murmeln durch den Saal. Bei unserer Akrobatennummer wurde es so still, dass ich die Bretter unter meinen Füßen knarren hörte. Und als der Kunstradfahrer mit mir im Schlepptau über die Bühne raste, brach ein Gelächter aus, das nicht mehr enden wollte. Nach der Vorstellung kam ein älterer Gefangener zu mir, gab mir die Hand und sagte nur: „Danke. Heute Abend war ich für einen Augenblick zu Hause.“

Unsere Vorstellungen fanden offenbar Anklang, denn es blieb nicht bei Auftritten für Mitgefangene. Immer häufiger wurden wir auch außerhalb des Lagers eingesetzt, um vor russischen Soldaten aufzutreten: in Kasernen, Offiziersmessen und einmal sogar in einem halb zerstörten Theater in einer nahe gelegenen Stadt. Dort saßen Hunderte Soldaten in einem Saal, dessen Dach teilweise eingestürzt war, sodass wir unter freiem Himmel spielten.

Zum ersten Mal standen wir vor einem Publikum, das einige Monate zuvor noch auf uns geschossen hatte. Wir

wussten nicht, wie es reagieren würde. Doch ein Salto ist ein Salto, und ein Witz über einen Polizisten, der über seine eigenen Beine stolpert, braucht keine Übersetzung. Schon nach wenigen Minuten lachten sie ebenso laut wie unsere eigenen Kameraden. Nach der Vorstellung bekamen wir Zigaretten, Brot und sogar eine Flasche Wodka, die wir in der Baracke gerecht teilten.

In dieser Zeit dachte fast niemand noch an Flucht. Auch ich nicht. Täglich gingen Gerüchte über Freilassungen um, und sie waren nicht völlig unbegründet. Tatsächlich wurden Menschen nach Hause geschickt. Wir sahen, wie Transporte mit Frauen zusammengestellt wurden, die als Hilfskräfte beim Heer gedient hatten, mit Kranken, Invaliden und Männern, die so geschwächt waren, dass sie für die Russen als Arbeitskräfte keinen Wert mehr besaßen.

Wenn ein solcher Transport abfuhr, standen Hunderte Gefangene am Stacheldraht und sahen zu.
Viele gaben den Abreisenden einen Zettel mit einer Adresse mit, in der Hoffnung, jemand werde zu Hause mitteilen, dass sie noch lebten. Auch ich schrieb einen solchen Zettel mit dem Namen meiner Frau und unserer Anschrift und gab ihn einem älteren Mann mit einem Holzbein. Ich habe nie erfahren, ob er sein Ziel erreichte.

Post gab es damals nicht. Wir durften nicht schreiben und erhielten nichts. Zu Hause wusste niemand, ob wir noch lebten, und wir wussten nicht, ob unsere Familien das Kriegsende überstanden hatten. Ich wusste, dass meine Stadt schwer bombardiert worden war. Ich wusste nicht, ob unser Haus noch stand, ob meine Frau und die Kinder einen Luftschutzkeller gefunden hatten oder ob sie genug zu essen hatten. Nachts, wenn die anderen schliefen, lag ich oft wach und stellte mir vor, wie sie lebten. Ich sah meine Frau in der Küche stehen, die Kinder am Tisch und einen leeren Stuhl, auf dem ich hätte sitzen sollen. Manchmal stellte ich mir vor, sie hätten mich

bereits aufgegeben und irgendwo liege ein Brief mit den Worten „vermisst, vermutlich gefallen“.
Dieser Gedanke war am schwersten. Ich wollte nach Hause, nicht nur für mich selbst, sondern um ihnen zu zeigen, dass ich noch da war.

Mit jedem abfahrenden Transport glaubten wir stärker, dass auch wir bald an der Reihe sein würden. Zuerst die Kranken und Schwachen, hieß es, dann die anderen. In der Baracke schmiedeten Männer Pläne für ihre erste Mahlzeit zu Hause, ihr erstes Bad und ihre erste Nacht in einem richtigen Bett. Einer der Musiker hatte ein Lied über die Heimkehr geschrieben, das wir am Ende jeder Vorstellung sangen. Der Saal sang mit, oft mit Tränen in den Augen.

Keiner von uns wusste, dass gerade unsere Hoffnung auf Freilassung dazu benutzt werden würde, uns noch weiter von zu Hause fortzubringen.

Kapitel 4 – Die Varietégruppe in Russland

In jener Zeit bekamen wir regelmäßig Besuch von einigen jungen russischen Offizieren. Sie hatten unsere Vorstellungen gesehen und waren von der Akrobatik so fasziniert, dass sie selbst Künstler werden wollten. Eines Nachmittags standen drei von ihnen in der Tür unserer Probenbaracke, in blank geputzten Stiefeln und mit den Mützen in der Hand, und fragten, ob sie mittrainieren dürften. Ein Gefangener sagt zu einem Offizier des siegreichen Heeres nicht Nein, selbst wenn dieser höflich fragt. Also zogen sie ihre Uniformjacken aus, krempelten die Ärmel hoch und stellten sich voller Begeisterung und ohne jede Ahnung davon, was sie erwartete, auf die Decken.

Meine beiden Partner und ich sahen einander an. Wir hatten keine Wahl. Doch ehrlich gesagt glaube ich, dass es uns auch ein gewisses Vergnügen bereitete. Bald stellte sich heraus, dass Partnerakrobatik anstrengender war, als sie erwartet hatten. Ein Handstand auf den Schultern eines anderen sieht vom Zuschauerraum aus leicht und elegant aus. In Wirklichkeit verlangt er monatelanges Training, starke Handgelenke und das Vertrauen, sich in die Hände eines anderen fallen zu lassen. Die jungen Offiziere fielen von den Schultern, aus der Pyramide und von ihren eigenen Händen. Sie landeten mit dem Gesicht im Stroh, mit dem Rücken auf den Brettern und einmal mit dem Kopf am Ofen. Ich muss zugeben, dass diese Männer einiges einstecken konnten, bevor sie aufgaben. Sie klagten nicht, standen immer wieder auf und lachten über ihre eigene Ungeschicklichkeit. Doch nach einigen Wochen voller blauer Flecken war ihre Begeisterung für Akrobatik merklich abgekühlt.

Noch stärker interessierten sie sich für die Nummer unseres Kunstradfahrers. Besonders der Teil, bei dem zwei Künstler gleichzeitig auf dem Fahrrad auftraten, einer auf dem Sattel und der andere auf seinen Schultern stehend, beeindruckte sie sehr. Das wollten sie ebenfalls können. Der Kunstradfahrer versuchte ihnen vorsichtig klarzumachen, dass er Jahre gebraucht hatte, um es zu lernen, doch das beeindruckte sie nicht. Zwei von ihnen stiegen auf das Fahrrad. Nach drei wackeligen Runden durch den Saal verloren sie das Gleichgewicht und fuhren mit dem Fahrrad in voller Fahrt zwischen die ersten Stuhlreihen. Das Geräusch brechenden Holzes und russischer Flüche werde ich nie vergessen. Der eine brach sich den Arm, der andere die Nase. Damit war ihre Künstlerkarriere vorerst beendet. Am Abend lachten wir in unserer Baracke, bis uns die Tränen über die Wangen liefen, aber erst, nachdem die Tür fest verschlossen war.

Auch ich erhielt damals besondere Angebote. Mehr als einmal nahmen mich russische Funktionäre beiseite, manchmal in Uniform, manchmal in Zivil, und versuchten mich zu überreden, nach meiner Freilassung in der Sowjetunion zu bleiben. Ich könne dort Ausbilder für moderne Akrobatik werden, bei einem Zirkus oder in einer Sportschule des Heeres. Man versprach mir ein bequemes Leben: eine eigene Wohnung, ein hohes Einkommen, zusätzliche Rationen und alle möglichen Privilegien, die ein gewöhnlicher Sowjetbürger nie erhalten würde. Man versicherte mir sogar, meine Familie in Deutschland werde gut versorgt und könne später vielleicht zu mir kommen.

All das wurde mit einer Freundlichkeit gesagt, die mir in Russland nur selten begegnet war. Doch ich kannte Russland inzwischen zu gut, um solche Versprechen ernst zu nehmen. Ich hatte gesehen, wie schnell ein freundliches Wort in einen Befehl umschlagen konnte und wie leicht ein Versprechen von heute morgen vergessen

war. Außerdem wog nichts von dem, was man mir in Aussicht stellte, das Verlangen auf, nach Hause zurückzukehren, zu meiner Frau und meinen Kindern, zu meiner eigenen Sprache und meiner eigenen Straße. Ich bedankte mich jedes Mal höflich und sagte, ich werde darüber nachdenken. In Wirklichkeit musste ich keine Sekunde darüber nachdenken. Freiwillig in Russland zu bleiben, kam für mich nicht infrage. Ich vermute, dass die Funktionäre das ebenfalls verstanden, denn nach einigen Wochen hörten die Angebote auf.

Unterdessen wurden die Freilassungen immer seltener. Nur Frauen, Kranke und körperlich Schwache kamen noch für eine Entlassung in Betracht. Jeder Gefangene versuchte, ein Leiden zu finden, das ihn auf die Liste bringen konnte. Männer hielten bei der ärztlichen Untersuchung den Atem an, um den Herzschlag zu beschleunigen, oder aßen Salz, damit ihre Beine anschwollen.

Ich litt damals unter einer entzündeten Schweißdrüse in der Achselhöhle, einer schmerzhaften, geschwollenen Beule, die mich bei jedem Salto stöhnen ließ. Ich beschloss, mich beim Lagerarzt zu melden, in der Hoffnung, vielleicht ebenfalls für eine Freilassung infrage zu kommen. Der Arzt betrachtete die Entzündung, drückte darauf, bis ich beinahe von der Bank fiel, schrieb etwas auf eine Liste und schickte mich ohne weiteren Kommentar fort. Ich erwartete wenig davon.

Gegen Mittag sprach mich der deutsche Lagerälteste an. „Lass deine Personalien aufnehmen“, sagte er. „Du fährst auch mit.“ In diesem Augenblick machte ich beinahe einen Freudensprung. Ich musste mich beherrschen, um ihm nicht um den Hals zu fallen. Nach Hause! Nach allem, was geschehen war, nach der Oder, nach Seelow, nach den Minenfeldern und den kalten Nächten in der Baracke würde ich nach Hause gehen. Ich sah meine Frau vor mir,

die Tür unseres Hauses und die Kinder, die mich vielleicht nicht einmal mehr erkennen würden.

Erst nach einigen Minuten wurde mir etwas anderes bewusst. Ich sah mich um und bemerkte meine beiden Akrobatikpartner, mit denen ich monatelang Tag und Nacht trainiert und gespielt hatte. Sie standen nicht auf der Liste. Sie würden zurückbleiben. Meine Freude verschwand ebenso schnell, wie sie gekommen war.

Unter dem Vorwand, zur Toilette zu müssen, zog ich mich zurück, um die Lage zu überdenken. Ich saß auf der Holzplanke der Latrine und starrte auf die Wand. Wir waren drei Männer, die gemeinsam eine Nummer bildeten. Ohne mich fiel die Nummer auseinander, und ohne ihre Nummer würden sie vielleicht ihren Platz in der Varietégruppe verlieren, damit ihre besseren Rationen und ihre eigene Baracke. Durfte ich sie einfach zurücklassen? Und zugleich: Durfte ich die vielleicht einzige Gelegenheit zur Heimkehr, die ich je bekommen würde, ausschlagen?

Ich saß lange dort. Als ich schließlich nach draußen kam, hatten andere die Entscheidung bereits getroffen. Der Lagerälteste rief mir zu, die ganze Varietégruppe müsse mit, alle Künstler gemeinsam. Meine Partner standen bereits mit ihren Bündeln auf dem Appellplatz. Sie grinsten über das ganze Gesicht.

Erst dann bemerkten wir die zusätzliche Bewachung. Rings um unsere Gruppe standen Wachleute mit geladenen Gewehren, und am Rand des Geländes warteten zwei Hundeführer mit großen Schäferhunden an kurzen Leinen. Das war ungewöhnlich für eine Gruppe, die angeblich auf dem Weg nach Hause war. Bei den Transporten mit Kranken und Frauen, die ich hatte abfahren sehen, liefen höchstens zwei oder drei ältere Soldaten mit, die eher wie Begleiter als wie Bewacher wirkten. Hier standen Männer, die sich verhielten, als könnten wir jeden Augenblick davonlaufen. Einer meiner Partner stieß mich an und deutete mit dem Kinn auf die

Hunde. Er sagte nichts. Das war auch nicht nötig. Irgendwo in meinem Hinterkopf begann eine leise Stimme zu flüstern, dass etwas nicht stimmte. Ich versuchte, sie zu ignorieren.

Einige Stunden später brachte man uns in die Stadt, in ein großes Lagerhaus, wo ein russischer Quartiermeister auf uns wartete. Dort bekamen wir auffallend gute Zivilkleidung: Anzüge aus solidem Stoff, Mäntel, Hüte und Schuhe, die kaum getragen waren.
Woher diese Kleidung stammte, fragten wir lieber nicht. Man achtete sogar darauf, dass alles genau passte. Ein Schneider mit einem Maßband um den Hals ging von einem zum anderen und steckte hier ein Hosenbein und dort einen Ärmel ab.

Zusätzlich erhielten wir mehrere weiße Hemden, unsere Künstlerkleidung, die Kostüme und Requisiten des Zauberkünstlers und sogar das Spezialfahrrad unseres Kunstradfahrers, das sorgfältig in eine Kiste verpackt wurde. Ich stand in meinem neuen Anzug vor einem gesprungenen Spiegel und erkannte mich kaum wieder. Ich sah aus wie ein Mann auf dem Weg zu einem Fest.

Nun begriffen wir, dass etwas anderes im Gange war. Niemand kleidet Gefangene, die nach Hause fahren, in neue Anzüge, und niemand gibt ihnen für die Reise ein Kunstrad mit. Unsere Begleitung bestand aus vier bewaffneten Wachleuten, mehreren Offizieren und den beiden Diensthunden. Von einer Freilassung konnte offensichtlich keine Rede sein.

Als wir protestierten und fragten, wohin man uns bringe, sah uns ein Politoffizier kühl an. Wir hätten unsere Entlassungspapiere doch selbst gesehen, sagte er. Wenn man uns nun auf einem Umweg reisen lasse, gehe uns das nichts an. Er machte eine kurze Pause und fügte dann, ohne jede Ironie in der Stimme, hinzu: „Wir sind schließlich immer noch die Sieger.“

Die Reise führte uns zunächst durch Polen. Wir fuhren nicht in einem Güterwagen, sondern in einem gewöhnlichen Personenwagen mit Holzbänken und Fenstern, durch die wir hinaussehen konnten. Wir sahen zerstörte Städte, Dörfer, in denen nur noch Schornsteine standen, und Bahnhöfe, auf denen Menschen mit Koffern und Bündeln tagelang auf einen Zug warteten. Bei Brest-Litowsk überquerten wir die Grenze, danach fuhren wir immer tiefer nach Russland hinein, durch endlose Wälder und Ebenen. Je weiter wir kamen, desto stiller wurde es in unserem Wagen. Jeder Kilometer brachte uns weiter von zu Hause fort. Einer der Musiker versuchte abends das Heimkehrlied anzustimmen, das wir in Küstrin so oft gesungen hatten. Niemand sang mit. Nach einigen Zeilen hörte er auf und blickte aus dem Fenster.

Unterwegs hielten wir einen halben Tag in Kiew. Wir durften den Wagen nicht verlassen, doch durch die Fenster sahen wir genug. Die Stadt war schwer beschädigt. Ganze Straßen bestanden aus ausgebrannten Fassaden, und auf der Hauptstraße räumten Frauen mit Spitzhacken und Schubkarren in langen Reihen die Trümmer weg, so wie ich es in Berlin gesehen hatte. Es war dasselbe Bild, nur in einem anderen Land und mit anderen Gesichtern. Ein alter Mann auf dem Bahnsteig blieb vor unserem Fenster stehen und betrachtete uns lange. Ich erwartete Hass oder einen Fluch. Stattdessen schüttelte er langsam den Kopf, wie man es bei etwas tut, das man nicht versteht, und ging weiter. Über diesen Blick habe ich lange nachgedacht. Vielleicht fragte er sich, wie Männer, die wie gewöhnliche Arbeiter aussahen, seine Stadt hatten zerstören können. Das habe ich mich selbst oft gefragt.

Immer weiter ging es nach Süden, tief in die Ukraine, in die Umgebung von Melitopol, nicht weit vom Asowschen Meer. Es war eine Gegend mit endlosen Getreidefeldern, weißen Dörfern und einer Sonne, die selbst im